Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

830.8
B47
1923:8

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

BÜCHER VON
SAMMLUNG
UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Rad-Jo Radjosan
Stärkungsmittel.

Mütter beugt vor!

Verhütet Krankheiten in Eurer Familie.
Stärkt den Körper rechtzeitig, das heißt

sofort, ehe es zu spät ist!

Radjosan ist das Nervenstärkungsmittel der Gegenwart und Zukunft! Es ist aber auch das Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und Schönheit, es sorgt für reines gesundes Blut; und damit ist alles erreicht! Näheres erfährt man durch folgende Schrift, Preis 200 Mk. **franko: „Wie verschafft man sich gesundes Blut zur Wiedererlangung und Erhaltung der Gesundheit."** Dieses Buch sollte jede überzeugte Mutter lesen! Darin findet man Näheres über Verhütung von Schwächezuständen, Blutarmut, Bleichsucht, Erhaltung der Schönheit usw.

Radjosan-Versand, Hamburg 40, Radjoposthof

Postscheckkonto Hamburg 5552

Zu unsern

Preisrätseln

Im Interesse unserer Leser sind die Termine für die Einsendung der Lösungen der Preisrätsel verlängert worden. Wir bitten deshalb die Seiten 175, 176 und 177 in diesem Bande zu beachten.

Das dritte Preisrätsel

befindet sich auf Seite 176 dieses Bandes.

Was und wo kaufe ich am besten?

Bezugsquellen-Nachweis für jedermann

Bücher der Frau
Ausführliches Verzeichnis kostenlos von der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart**

Koffer, Reisetaschen, Musterkoffer, Lederwaren
Gebr. Ott, Stuttgart, Königstr. 17

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen
Von Dr. C. E. BOCK
Neue (18.) vollständig umgearb. Auflage

Rasierapparate
ff. gebogen, versilbert mit 6 ff. Klingen in Etui M. 2500.—. Preisliste frei
Vincenz Schmitz, Höhscheid-Solingen

Ein Griff, und die Antwort
auf unzählige Fragen des täglichen Lebens gibt
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon

Sparkochbuch für knappe Zeiten
Von Marga Hinzpeter
11.—15. Tausend

Federpelzkragen
Straußenfedern, Reiher
Hut-, Ball- und Vasenblumen
Das Beste darin hat immer
HESSE, DRESDEN, Scheffelstr.

Vom Stift zum Handelsherrn
Ein deutsches Kaufmannsbuch
Von F. W. Stern. 24.—29. Auflage

HALALI-HÜTE
Niederlagen in allen Städten
Halali-Compagnie m. b. H.,
Frankfurt a. Main 7, Moselstr. 4

Zu Hause und in der Gesellschaft
Takt, guter Ton, Lebensart und Sitte
Von LAURA FROST

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart

Meister-Romane des Union-Verlags

1. Reihe

Felix Hollaender / Unser Haus
Roman · 11.–20. Tausend · Gebunden Grundzahl 3,5

Wilhelm Fischer-Graz / Tragik des Glücks
Roman · Gebunden Grundzahl 3,5

Georg Engel / Die Last
Roman · 11.–16. Tausend · Gebunden Grundzahl 3,5

Hans Land / Stürme
Ein Liebesroman · 48.–53. Tausend · Gebunden Grundzahl 3,5

Kurt Münzer / Labyrinth des Herzens
Novellen · Gebunden Grundzahl 3,5

Diese 5 Bände in schöner Geschenk-Kassette Grundzahl 20

2. Reihe

Jakob Schaffner / Konrad Pilater
Roman · 6.–10. Tausend · Gebunden Grundzahl 4,5

Georg Engel / Die verirrte Magd
Roman · 10.–15. Tausend · Gebunden Grundzahl 4,5

Marie Diers / Apotheke Hinstrop
Roman · Gebunden Grundzahl 4

Hans Land / Der Fall Gehrsdorf
Roman · Gebunden Grundzahl 4

Manfred Kyber / Im Gang der Uhr – Coeur-As
2 Novellen · Gebunden Grundzahl 3,5

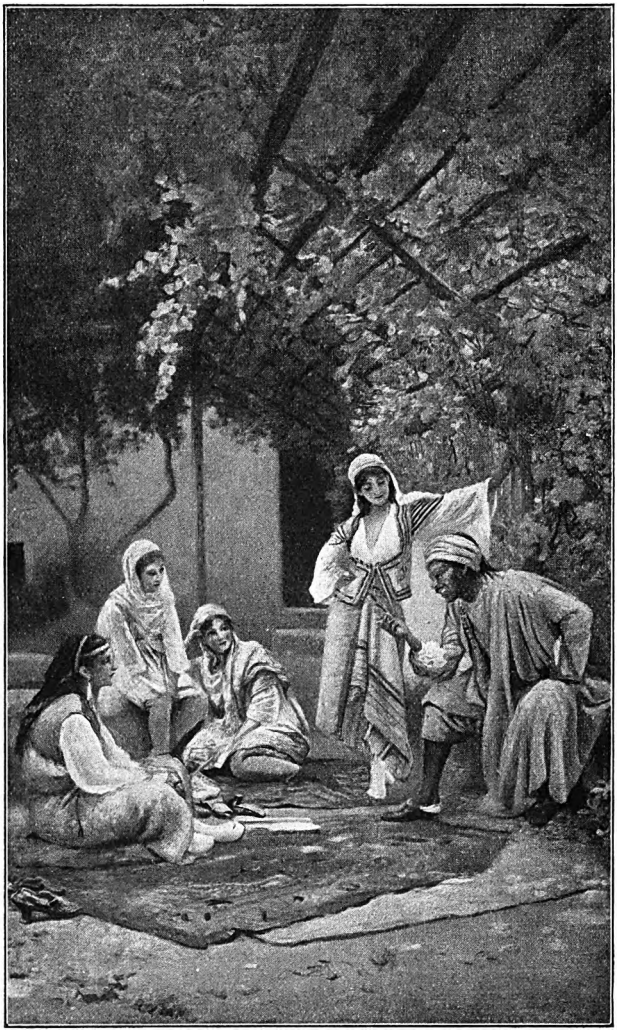
Diese 5 Bände in schöner Geschenk-Kassette Grundzahl 23

Die Grundzahlen mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vervielfacht ergeben den Ladenpreis

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Digitized by Google



Zu dem Aufsatz „Die Frau in Hosen". (S. 74)
Tunesische Frauen den Erzählungen eines Negers lauschend.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

8. Band

Jahrgang 1923

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart/Berlin/Leipzig/Wien

Digitized by Google

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google

83ϕ. 8
B 47

1923:8

Inhaltsverzeichnis

Dreikönigsnacht / Erzählung von Luise Westkirch 7

Die Nichte des Andrea / Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung 29

Die Frau in Hosen / Von Kurt Walter Englert / Mit 20 Bildern 74

Die Ausnützung schädlicher Kräfte Von Ingenieur Hermann Kurz / Mit 4 Bildern 95

Der Feuerselbstschutz im Hause / Von Kreissiedlungsdirektor R. Wagner / Mit 6 Bildern 102

Der Bandit der Sierra / Eine Burleske Von Wilhelm Rhenius 112

Im Kampf mit den Meereswogen Von Julius Märkel / Mit 13 Bildern 124

Stahlfeder und Gänsekiel / Von David Ebbing / Mit 6 Bildern 148

Prügelkuren / Von Markus Seibert . . 157

Große und lange Reisen von Nachrichten in Flaschen / Von Oskar Brütting 168

Digitized by Google

Zu unserem ersten und zweiten Preisrätsel 175

Unser drittes Preisrätsel 176

Zu unserem dritten Preisrätsel 177

Mannigfaltiges

Klingende und „singende" Steine, Wälder und Täler / Mit 2 Bildern 178

Ein neuer selbsttätiger Wäschereinigungsapparat / Mit Bild 186

Lebend gefärbte Bäume 187

Sonderbares Erziehungsmittel 189

Ein Regenapparat für künstliche Befeuchtung des Gartens / Mit Bild 189

Böse Kritik 191

Abgetrumpft 191

Auflösungen der Rätsel des 7. Bandes . . 192

Rätsel

Kreuzrätsel 28. Magisches Quadrat 156. Homonym 167. Kapselrätsel 167.

Digitized by Google

Dreikönigsnacht

Erzählung von Luise Westkirch

Auf dem Hof der Annkathrin Meyer-Puvogel in Antweier ging's hoch her. Vor kaum sechs Monaten hatten auf der Diele die Totenlichter um den Sarg des Bauern gebrannt. Heute feierte die Witwe Hochzeit. Ein wenig eilig war das. Aber ein Hof braucht einen Herrn, und Timm Bormeyer, der Bräutigam, war ein tüchtiger Kerl. Woher er kam, wußte so recht niemand. Es fiel aber auch keinem ein, danach zu fragen, wenn Bormeyer ihm gegenüberstand in seiner trotzigen Entschlossenheit, seiner überlegenen Sicherheit, jedes Glied seines Körpers geschwellt von fast brutaler Kraft. In Scharmbeck hatte er als Viehhändler gesessen und war oft zu Lebzeiten des Bauern auf dem Puvogelhof vorgesprochen in Geschäften, manchmal auch freundschaftlich. Nun heiratete er ein. Das war vorteilhaft für ihn und für Annkathrin. Die Kolonisten von Antweier begriffen's gut. Unzufrieden mit der Heirat war vielleicht nur die Haustochter, Liß. Aber die zeigte es nicht, ein blasses, flachshaariges Geschöpf, das völlig verschwand neben der stattlichen Mutter.

Am Schmalende des Brauttisches saß der junge Ehemann, dunkeläugig, mit kurzer Stirn unter starrem, schwarzem Haar, mit ausladenden Backenknochen und einem Kinn, das mit vorgeschobener Unterlippe schier viereckig aus der Gesichtslinie vorstach. Ihm gegenüber am anderen Schmalende des Tisches thronte Annkathrin in der Üppigkeit ihrer achtunddreißig Jahre, derb, gesund und lärmend. Die Ehrengäste füllten die Breit-

Digitized by Google

seiten, während Flet und Diele hinunter an langen Tischen, je nach Rang und Würden, die übrigen Geladenen geordnet saßen, dem Hochzeitertisch zunächst die Alten, dann die Jugend, an der letzten Tafel Knechte und Mägde; denn von jedem Hof nahm mit dem Bauern auch das Gesinde an der Hochzeit teil.

Am Tisch der Alten sprach jetzt Clüvers Mutter, die fast Neunzigjährige, und Stille entstand, denn die von Antweier hörten Mudder Clüvers gern reden, weil keiner wie sie Bescheid wußte in allen alten Geschehnissen und dunklen Sagen des Moors.

„Is ein ganz besonderen Dag, der heilige Dreikönigsdag, an den du Hochzeit machst," sprach die Alte, „ein Dag, an den ein' woll vermöcht', einen Blick zu tun in künftige Dagens, wenn solch ein Vorwitz uns Menschens bekommlich un paßlich wär'."

„Was sagst?" rief die junge Frau. „Ein' Blick in künftige Dagens? Ja, den wären wir woll verlangend zu tun. Was meinst, Timm?"

Der Ehemann machte eine verächtlich abwehrende Handbewegung.

„In künftige Dagens," fuhr die Alte fort, „oder kann sein, auch in vergangene. Denn, weißt, in der heiligen Dreikönigsnacht um die Mitternachtstunde hebt alle stumme Kreatur an mit Menschenzungen un in Menschensprache zu reden un zu zeugen von dem, was gewesen is, oder dem, was werden wird."

„Hast sie all snaken hören, Clüvers Mudder, die stumme Kreatur?" spottete der junge Ehemann.

Die Alte schüttelte den Kopf. „Ich nich, Timm Bormeyer — un kein lebendiger Mensch aus mein' Bekanntschaft. Denn weil solch unheimliche Geheimnisse uns Menschenkinders nich zuträglich sind, so hat der Herrgott

Digitized by Google

das Gruseln und das Schuddern davor gesetzt, un Christenleute tun gut, auf so 'ne Zeichens zu achten. Woll aber hat mir mein' Großmudder von ein' Bauern in Worpsende vertellt, den sein Vorwitz nich hat ruhen lassen un is heimlich aufgestanden in der heiligen Dreikönigsnacht, um sein Vieh zu belauschen. Es is aber nich zu sein' Heil ausgeslagen. Denn am Morgen haben sein' Knechte ihn dot unter der Krippe gefunden."

Bormeyer lachte. „Gleich dot auch noch. Muß ein ausnehmend slappen Kerl gewesen sein."

„Weiß nich, Timm Bormeyer. Solch ein' Verkehrung der Natur is was zu mächtig für menschliches Begreifen. Auch verdrägt es nich jeder, ein' sein' geheimsten Vergehungens offenbaren zu hören."

„Durch sein' Pferdens un Kühens gar! Was?"

„Nee, Timm Bormeyer, durch unsren Herrgott, der aus der stummen Kreatur spricht."

Bormeyer warf den Kopf in den Nacken. „Könnt' mich nich in Versuchung führen, auszuproben, Clüvers Mudder. Was gewesen is, das weiß ich von alleine. Un was kommen soll, das kann ich abwarten."

Auf den Tisch der Knechte und Mägde ganz unten setzte eben Liß die Schüssel mit süßem Rosinenreis. Neben einem sonngebräunten Burschen blieb sie stehen. Das war Jan Peters, ein junger Heidjer, der im Sommer für Nachbar Wente Heide geschnitten hatte, und jetzt für einen erkrankten Knecht dort aushalf. Er hatte ein stilles Gefallen an der verschlossenen Liß gezeigt, der sich die übrigen Burschen fernhielten, und mit dem Hausstand des Bauern war auch er zur Hochzeit gekommen.

Liß seufzte. „Ich wär' woll verlangend einen Blick zu tun — nich in künftige, aber in vergangene Dingens," sagte sie leise. „Ausnehmend verlangend wär' ich, die

Digitized by Google

Umständens zu wissen, wie mein Vader zu sein' gewaltsames Ende gekommen is."

„Was gibt's da Besonderes zu wissen?" meinte achselzuckend einer der Knechte. „In ein' Torfkuhle is der Bauer geraten, als er zu nachtschlafender Zeit von Scharmbeck nach sein' Hof ging. Is der erste nich, dem das passiert, un wird der letzte nich sein, solang der Wirt zum ‚Grünen Baum' ein' guten Sluck ausschenkt."

Das Blut stieg Liß in die blassen Wangen, sie biß stumm ihre Unterlippe.

„Du hast ja dazumal den Bauern zuerst gefunden, Jan," sprach der Knecht weiter.

„Ja," antwortete der Bursch kurz.

„Wie bist eigentlich drauf gekommen, ihn justament an den Fleck zu suchen? — Du mußt doch ein' Vermutung gehabt haben."

Jan zögerte. Aber die Augen der Liß sahen, sich weitend, mit so flehendem Ausdruck ihn an, daß er fast wider seinen Willen entgegnete: „Mir war das, als hätt' ich am vorherigen Abend den Bauern in der Gegend gesehen."

„Gesehen? — Du hast mein' Vader gesehen?"

„Ihn oder ein' andren — ich kann's nich für gewiß sagen. Bloß, als ich mein Heidlee auf die Schulter nehm', weil daß die Sonne all lang untern Moorrand herunter war un weggehn wollt' von dem Fleck, an dem ich tagsüber Heide gesnitten hatte, da meint' ich, daß weit, weit ab was Lebendiges sich rührte. Wie denn an 'n andern Dag Bauer Wente zu mir sagt, daß sie Wilm Meyer vom Puvogelhof suchen, da dacht' ich: sieh mal zu in der Richtung. So hab' ich ihn gefunden."

Vom Brauttisch wurde Ruhe geboten. Der Hochzeitbitter begann seine lustigen Reime auf Braut und Bräu-

Digitized by Google

tigam und jeden Ehrengast herzusagen. Die Köpfe wandten sich. Ein einziges Gewoge lachender Gesichter waren Flet und Diele. Mit einem Seufzer glitt Liß an ihren Platz zurück.

Die Augen des braunen Burschen folgten ihr mit warmem Leuchten. Keine Schönheit, die junge Liß Meyer. Aber die Bewegungen der schlanken Gestalt waren leise und weich, ihr längliches, von Sommersprossen gesprenkeltes Gesicht wurde erhellt durch ein Paar Augen voll Ehrlichkeit und stiller Güte. Daß sie nicht froh war am Hochzeitstag der Mutter, ließ sich verstehen. Aber Jan Peters war's, froh und voll Dankbarkeit. Denn wäre sie unvermählt geblieben, die stattliche Annkathrin, nimmer hätte ein armer Heidjer seinen Wunsch erheben dürfen zu ihrer Tochter und einzigen Erbin. Nun schloß sie eine neue Ehe; Söhne, Hoferben waren zu erwarten, und da die Kolonistenstelle ursprünglich ihr gehörte, Wilm Meyer seinerzeit nur eingeheiratet hatte, so war seine Tochter durch diese Hochzeit eine arme Dern, ein ganz überflüssiges Anhängsel im Vaterhaus, und vielleicht froh, es zu verlassen. — Wie die Dirne grübelte über des Vaters Tod! — Seltsam! Auch Jan Peters machte sich seine Gedanken darüber. Denn an jenem Abend — beschwören konnte er's ja nicht, zu groß war die Entfernung, zu tief schon die Dämmerung — doch meinte er bestimmt, daß er zwei Gestalten gesehen habe auf der weiten, öden Fläche gegen den kalten Osthimmel. — Die Leiche des Ertrunkenen wies keine Wunde, keine Spur von Gewalt und der Lederbeutel in seinem Gürtel strotzte unberührt von harten Talern. So hatte Jan von seiner Wahrnehmung geschwiegen. Um keinen Preis würde er das Gemüt der Tochter damit beunruhigt haben. Überhaupt, wozu sich das Leben ver-

Digitized by Google

derben mit dunklen Vermutungen über Dinge, die geschehen und unabänderlich sind, wenn die Zukunft im hellsten Hoffnungsglanz vor einem Menschen liegt?

Eben erhob Bormeyer sein Glas, trank mit lauter Stimme auf Glück und Gedeihen seiner Ehe. Wie ihm die Augen dabei funkelten! Ja, er setzte sich auf ein warmes Plätzchen! Jan Peters gönnte es ihm. Des Bauern Glück schuf ja sein eigenes.

Jetzt erhob sich die Hochzeitsgesellschaft, um nach altem Brauch bei den nächsten Nachbarn den Kaffee zu trinken. In Paaren und in Gruppen zogen die Feiernden die Dorfstraße hinunter. Jan gesellte sich zu Liß, die als letzte, gesenkten Kopfes, den Frohen folgte.

„Liß!"

Sie wandte sich fragend zu ihm.

„Liß, Wente sein Jungknecht is all wieder auf 'n Damm. Ich bleib' dr nu nich länger in Antweier. Un da — da — wär' ich woll verlangend, dich um was zu bitten."

„Wenn das in mein' Macht steht, Jan, denn kannst gewiß sein, daß ich dir nich abslage, was dich freut."

Jan schüttelte den Kopf. „Wenn du mich mit so todtraurige Augens anguckst, Dern, so verslägt mir's die Rede."

„Wie sollt' ich woll froh sein? Wie sollt' ich an irgend ein' Dag froh sein?!"

„Weil dein' Mudder dir ein' Stiefvader gibt? Weil du dein' Hof verlustig gehst?"

Liß schlang die Hände ineinander. Leise kamen die Worte, aber schwer von Weh. „Mein' Mudder hat nie nach mir gefragt, un nie nach Vader. Ich hab' keinen, keinen Menschen auf der weiten Welt, der zu mir steht."

„Doch, du hast ein', Liß. Un der geht neben dir. Süh,

Digitized by Google

verleden Sommer all hat das Wort mir oftmalen über die Lippen wollen: Liß, ich hab' dich lieb, lieb wie kein' Menschen sonst! Ich hab's verfluckt. Ein armer Heidjer, nich wahr? un ein' Hoferbin! Da is mir's denn wie ein' Glücksbotschaft in die Ohren geklungen, als sie im Moore vertellten: Annkathrin Meyer-Puvogel freit. Nu is die Liß nich länger ein' Hoferbin, hab' ich mir gesagt, un kann sein, es gefällt ihr nich mehr auf 'n mütterlichen Hof, un sie nimmt vorlieb mit ein', der ihr kein' Reichtümer zu bieten hat, man bloß sein' ehrliche Lieb' un sein' guten Willen."

Liß hatte den Kopf noch tiefer gesenkt. Sie atmete ungestüm.

„Liß, sag ein Wort."

Da hob sie das Gesicht und durch Tränen strahlten ihre Augen ihn an.

„O Jan, is das wahr? Is das wirklich wahr? — Hast mich lieb? — Hat ein Mensch auf der Welt mich lieb?"

Der Hochzeitschwarm war schon ins Haus getreten. In ihrer Ergriffenheit blieben die beiden zurück. Am Backofen war's, den junge Edeltannen wie ein Wäldchen umschlossen. Jan zog das Mädchen in seine Arme, küßte sie.

„Nu wird das Wort wahr, daß ein' Hochzeit die ander' macht. Nu sei froh, Dern."

Sie hatten keine Eile, ins Haus zu gehen. Viel, sehr viel gab's, was sie einander erzählen mußten. Sie übten auch keine Vorsicht. Die Welt um sie war versunken. So sah Bormeyer von seinem Platz am Fenster aus das Paar. Er sah's mit entrüstetem Staunen. Zwei flinke Hände sind ein Reichtum im Moor. Diese Hände verlieren, und Truhen und Sparstrumpf auftun obenein,

Digitized by Google

um einen Brautschatz auszuzahlen, die Aussicht erschien ihm fast wie Raub. Wer hätte auch dem scheinheiligen Ding, das kaum wagte, einem Burschen ins Gesicht zu sehen, solche Heimtücke zugetraut?

Verstohlen winkte er seiner Frau.

„Guck eins, Annkathrin. Is die Bendelei da nach dein' Sinn?"

Annkathrin wurde glühendrot vor Zorn. „Ich will die Dern lehren!"

Sobald Liß in die Stube trat, strahlend in ihrem jungen Glück, zog sie sie beiseite, raunte ihr zu: „Was soll so 'n Bedragen bedeuten? Läßt dich abschmucken vor aller Leute Augen von so 'n windigen Heidjer! Hast kein' Scham, du? Pfui, Schande!"

„Jan Peters hat mich lieb, Mudder, un ich ..."

„Still bist! Die Dochter vom Puvogelhof freit ein' Bauernsohn, oder sie freit kein'! Unnersteh dich nochmal mit den Lumpen zu poussieren! Unnersteh dich nur, dich im Danz von ihm swenken zu lassen, denn hast in mein' Haus nix mehr verloren, un nix von dem Meinigen soll dir werden. Denn kannst Hungerpoten saugen gehn mit dein' feinen Schatz. Nu nimm dich zusammen un laß das Plärren! Ich will kein' rote Augens sehen an mein' Hochzeitsdag. Du kennst mich un weißt, daß ich zu End' führ', was ich will."

Liß konnte ihr Schluchzen nicht ersticken. Eben noch so glücklich, und nun all ihre Hoffnungen vernichtet! Der einzige Freund ihr genommen! Auf dem Hof würde sie bleiben müssen, bei der Mutter, die nichts nach ihr fragte, dem Stiefvater, den sie fürchtete, ausharren in Einsamkeit ein ganzes Leben lang. Sie wagte doch nicht, sich zur Wehr zu setzen, wagte nicht einmal, ihren Schmerz zu zeigen. In einen stillen Winkel ab-

Digitized by Google

seits von den Feiernden verkroch sie sich und weinte in hilflosem Jammer.

Unterdes gesellte Lüerke, der alte Knecht vom Puvogelhof, sich zu Jan, der draußen am Brunnen stand, verträumt in seinem Glück.

„Jan Peters, he! Ich möcht' woll ein Wort im Vertrauen mit dich reden. Du kommst mit dein' Heidlee in so viele Koloniens, kennst so viel Höfens. Is nich irgendwo ein Platz frei für ein' alten Kerl wie ich?"

Jan sah ihn erstaunt an. „Willst dich denn verändern?"

Lüerke sog an seiner Pfeife. „Das mag woll so kommen."

„Hör, Lüerke," mahnte Peters, „das würd' ich mir überlegen. Dienst nu all zwanzig Jahr auf'm Puvogelhof."

„Zweiunzwanzig," verbesserte Lüerke. „Ich bin schon bei der Bäuerin ihren Vadder Knecht gewesen."

„Un nu willst mit eins fort?"

„Nu is Timm Bormeyer der Bauer."

„Hast dich denn veruntürt mit ihn?"

„Das nich. Aber ich mag sein' Augens nich."

„Un darum willst abtrecken?!"

„Ich geb' was auf die Augens von den Menschen. Tu dich man in der Stille um nach ein' neuen Platz für mich, Jan Peters, un sollst auch dafür bedankt sein."

Aus der Haustür quoll der Schwarm der Gäste. Vier Nachbarn rechts, vier Nachbarn links hatten Kuchen gebacken und wollten mit dem Besuch der Hochzeiter beehrt werden. Da konnten sie bei keinem lange verweilen. Jan hielt Umschau nach Liß. Aber die saß in ihren Winkel verkrochen, und er fand sie nicht, nicht auf dem ersten Hof und nicht auf dem zweiten.

Die Sonne fing an, sich zum Untergang zu neigen.

Digitized by Google

Immer heißer wurden die Köpfe, immer lauter das Stimmengeschwirr. Nach dem üppigen Mahl zwei Tassen Kaffee auf jedem Hof, Berge Kuchen dazu, nur standhafte Nerven und tüchtige Mägen ertrugen solch Schlemmen.

Timm Bormeyer ward es zu eng in der überheizten Stube, in dem Torfrauch, der schier undurchdringlich das ganze Haus erfüllte. Er flüchtete ins Freie. Ein herrlicher Wintertag war's. Blutrot hing der Sonnenball über dem Moorrand, eine dünne Schneeschicht deckte die endlose Weite des Moors, glitzerte gleich Diamanten zu den Füßen des Schauenden, strahlte in der Ferne in rotem Widerschein die Glut des Himmels zurück. Timm Bormeyer sog in tiefen Zügen die kalte Luft ein. Es tat gut, einen Augenblick zu rasten am Ziel, zurückzuschauen auf den Weg, den ihn sein rücksichtsloser Wille durch das Leben geführt hatte. Als armen Waisenbuben sah er sich, freundlos in den Krieg aller gegen alle geworfen. Da konnte keiner nach dem Kameraden fragen. Die Ellbogen brauchte, wer Ellbogen hatte, und den Kopf, wem, wie ihm, ein anschlägiger Kopf geworden war. Nicht immer war's glatt gegangen. Aber er wollte hinauf, gleichviel durch welches Mittel. Mit Arbeiten und Sparen, brav in Reih' und Glied, hätte er grau darüber werden können. Er fand kürzere Wege. Und als er erst die zwei Tausendmarkscheine aus den Taschen des schwerbetrunkenen Schlächtergesellen auf dem Kieler Umschlag in seinen Gürtel gesteckt hatte, da konnte er sich als Viehhändler nach Scharmbeck setzen. Ein tolles Wagen war's immer noch gewesen, der Pfad unter seinen Füßen gar schmal und glitschig. Nur ein Kerl, der mit solch nachtwandlerischer Sicherheit einherstapfte wie er, der Menschen und Dingen, die von rechts und links gefahrdrohend

Digitized by Google

auf ihn eindrangen, mit nicht zu verblüffender Dreistigkeit trotzte, und im Notfall niederschlug, was sich ihm in den Weg stellte, konnte diesen Pfad gehen, ohne auszugleiten. Er war ihn gegangen. Und heut stand er auf festem Boden. Heut konnte nichts mehr ihn anfechten. Und wenn die Tiere auf seiner Diele die Stimmen erhöben, mit Menschenzungen redeten — Tolles Märchen einer verrückten Alten! Wie kam es ihm nur mit einem Male in den Sinn? Die Tiere waren stumm. Das Moor war stumm, der blutrote Himmel droben war's, und Timm Bormeyer, der freundlose Waisenbub, saß als Bauer auf einem stattlichen Hof, war der Ehemann einer üppigen Frau, die seine Sinne lang begehrt hatten.

Befriedigt aufatmend, kehrte Bormeyer ins Haus zurück, setzte sich an den Tisch, zog seinen Tabaksbeutel hervor und begann behaglich seine Pfeife zu stopfen.

„Weis' her," sagte Nachbar Wente voll Interesse. „Einen feinen Beutel hast da. So ein' hab' ich noch gar nie gesehen."

Der Beutel bestand aus einem Stück buntfarbiger Seide, zusammengehalten von Messingringen, auf denen in getriebener Arbeit kleine Halbmonde hervortraten.

„Ja, das is ein' schmucken Ding," bestätigte Bormeyer. „Einem leibhaftigen Türken hab' ich ihn in Hamburg abgekauft. Ich hab' mein' Freud' an so kuriose Sachens, weißt. Ich nehm' ihn auch man bloß Feiertags zum Staat."

Der Beutel ging von Hand zu Hand. Jeder wollte die Seltenheit sehen.

Dann war die Sonne hinunter. Die Gesellschaft kehrte ins Hochzeitshaus zurück. Dort waren die Tische weggeräumt, Flet und Diele mit Tannennadeln bestreut. Die aus Scharmbeck bestellten Musikanten stimmten in

Digitized by Google

einer Ecke ihre Instrumente. Der Tanz begann. Erst die steifen Ehrentänze, danach gehörte das Feld der jauchzenden Jugend. Jan Peters suchte noch immer Liß. Aufgeregt und ungeduldig suchte er sie. Endlich kam sie. Es war Zeit für sie, den Hochzeitsgästen Warmbier und Butterbrote zu reichen, und, krank oder gesund, glückselig oder bis in den Tod betrübt, als Kind des Moors gehorchte Liß seiner Sitte. Sie tanzte nicht. Es gab sich auch niemand Mühe, sie dazu zu bereden. Krankhaft blaß ging sie bedienend durch die Reihen. Nur Jan Peters mied sie angstvoll. So dauerte es eine Weile, bis es ihm gelang, sie zu stellen.

„Liß! Was is das mit dir?"

Sie brachte mühsam die zusammengepreßten Lippen auseinander.

„Aus is alles un vorbei! Laß mich."

„Nee, sag doch, Dern ..."

„Mudder leidt's nich, daß ich dich freie. Nackt un bloß will sie mich aus'n Haus jagen. Un ich — als ein' Bettelldern will ich dir nich zur Last werden."

„Liß!"

„Nee, nee, laß mich, Jan. Siehst nich, wie sie all nach uns 'rüberglupscht?"

Er packte mit hartem Griff ihre Hand, sprach mit fast finsterem Ernst: „Ich muß dich sprechen, Dern! Un ohne daß ein andrer das hört. Komm, laß uns danzen. Kann sein, es find't sich ein Augenblick."

„Ich darf nich mit dich danzen, Jan, ich darf nich mit dich snaken." Tränen schossen heiß in Liß' Augen. „Och, ich wollt', ich läg' bei mein' Vader auf'n Friedhof in Grasdorf."

„Liß!" scholl die laute Stimme Annkathrins herüber. „Wo bleibst mit 'n Getränk?"

Digitized by Google

Da riß das Mädchen sich gewaltsam los.

Stunden vergingen. Lauter, wilder wurde die Lust, heißer die Wangen, ungestümer das Gedränge. Endlich gelang es Jan abermals, sich zu Liß zu gesellen. Hart am Pferdestand war's. Das Licht der kleinen Deckenlämpchen drang kaum in den Winkel. Vor den beiden brauste wie ein Meeresstrudel der wirbelnde Ring der halbbetrunkenen Tänzer. Da hielt Jan die Dirne fest.

„Hör mich an, Liß!"

„Ach, Jan, was schaffst dir un mir Leid? Mudder ..."

„Dein' Mudder! Dein' Mudder! Fragst denn nach mir gar nix?"

„Du kennst Mudder nich. Sie is hart wie Eisen. Un — un du sollst glücklich werden, Jan. Du darfst dich nich hängen an eine, die das Unglück gezeichnet hat von ihr' Wiege an. Genug, daß ich's drag'. Dir will ich's nich zubringen als einzigsten Brautschatz."

„All das is ein' Red' ohne Sinn," unterbrach er ungeduldig. „Dein Glück un Zukunft, mein Glück, un mehr noch, viel mehr! hängt dran, daß ich auf ein' Viertelstund' mit dich sprechen kann, ohne daß ein' uns hört. Un morgen vor Tau un Dag treck ich von Antweier ab. Darum hab' ich mir dies ausgedacht. Um elf is Sluß mit der Danzerei hier. Ein' Stund' drauf, wenn der ganze Hof bei euch slafen gegangen is, will ich mich zurücksleichen hier auf die Diele ...

„Nee, nee, Jan. Um alles nich!"

„Denn kommst aus dein' Kammer zu mir heraus."

„Was denkst auch?! Mudder würd' mich dotslagen."

„Dern, hast denn gar kein Zuvertrauen?"

„Nee, das Zuvertrauen hat Mudder mich ausgetrieben von Kindsbeinen an."

„Wenn du nur ein Spier nach mir fragst, denn mußt

Digitized by Google

kommen. Es is, das weiß der Herrgott, nix Unwichtiges, was ich dir zu sagen hab'."

„O Jan, ich sterb' vor Bangigkeit."

„Wenn ich da bin, wird dir kein' was zuleid tun, un hinterher auch nich. Da laß mich man für sorgen. Wirst kommen?"

„Ich will zusehn, ob ich's über mich vermag." Sie wandte angstvoll den Kopf. „Ich seh' Mudder nich. Wo mag sie bloß sich aufhalten? Siehst du ihr, Jan?"

„Gleichviel, wo sie sein mag. Auf hernach, Dern. Ich verlaß mich drauf, daß du kommst."

Er verlor sich ins Gewühl der Tänzer. Die Hände auf ihr wild pochendes Herz gepreßt, stand Liß. Dem Willen der Mutter sollte sie trotzen zum ersten Male in ihrem Leben! Groß war ihre Angst. Und doch schimmerte ihr aus Jans Verlangen etwas wie eine unbestimmte Hoffnung entgegen. Er gab ihr Lieben noch nicht verloren. Er wußte, daß die Mutter sie als Bettlerin aus dem Haus stoßen würde, und er ließ dennoch nicht von ihr. Ja, sie würde ihm gehorchen, dem einzigen auf der Welt, der nach ihr fragte, an dem ihr Herz hing.

In ihrer Benommenheit hörte sie nicht das leise Knarren der Kammertür in ihrem Rücken.

Die Lust verebbte. Die Musikanten packten ihre Instrumente ein, die Gäste verabschiedeten sich. Erfüllt von Torfrauch, Tabaksqualm und aufgewirbeltem Staub lagen Flet und Diele in einer Stille, die beklemmend wirkte nach dem lauten Gestampf und Gejohl. An den Deckenbalken und zwischen den Tannengirlanden wurden die Öllämpchen gelöscht. Der Hof ging zur Ruhe.

Als erste schlich Liß sich in ihre Kammer. Knechte und Mägde folgten. Die Eheleute blieben allein. Da legte Annkathrin die Hand auf Bormeyers Arm.

Digitized by Google

„Timm, du mußt mich vandage noch ein' Gefallen tun. Willst's glauben? die Liß hat's mit den hergelaufenen Bengel, den Heidjer, abgemacht, daß sie sich vannacht hier auf der Diele treffen wollen."

„Was?" entrüstete sich Bormeyer, „hier in'n Hause? Das is ein' Ausverschämtheit."

„In der lütjen Kammer achter der Diele, weißt, ich wollt' dr ein Kuchen herholen, da hab' ich ihr' Verabredung mit angehört. Wie ausgewechselt is die Dern. Ich kenn' mein' Dochter gar nich wieder."

„Ich will gleich alle Türens verriegeln."

„Nee, Timm, das hilft nix. Die Dern riegelt sie ihm auf, oder die zwei finden sich an ein' andern Ort. Ich aber will nich zu ein' Zeit, wo kaum ein' Hilfe zu kriegen is, un alle Hände voll auf'n Hofe zu tun mit all der Vörjahrsarbeit, ich sag', ich will da nich mein' einzige Dochter verlustig gehen, weil so ein windiger Habenix ihr freien möcht'. Muß ich sie hergeben, dann soll das an ein' Bauern sein, daß ich auch Ehr' von hab'. Wir brauchen dr aber nich um bange zu sein. Es is nich wahrscheinlich, daß ein', der auf sein' Hof sitzt, nach den swirdeligen Wicht Verlangen dragen wird."

„Was meinst, daß geschehen soll?"

„Der Bendelei muß ein' End' gemacht werden ein für allemal, un mit ein Slag. Da um is mein Rat: wir löschen alle Lichters aus. Un denn sleichst du dich mit ein dägten Knüttel auf die Diele. Un wenn der Bengel kommt, denn tracktierst ihn auf so 'n Art, daß er das Wiederkommen vergißt."

„Tja, wenn du meinst," erwiderte Timm Bormeyer gedehnt.

Der Plan seiner Frau gefiel ihm nur halb, er wußte selber nicht warum. Denn in der Sache stimmte er mit

Digitized by Google

ihr überein: er wünschte weder die Arbeitskraft der Liß auf dem Hofe zu missen, noch ihr eine Hochzeit auszurichten. Vielleicht war es ihm nur lästig, am Hochzeitsabend in Dunkel und Kälte einem aufzulauern. In seinem Innern spürte er etwas wie ein Warnen. Er schalt sich selbst darob. Torheit! Die Frau hatte recht. Er wollte ihrem Rat folgen.

Er gähnte noch ein wenig, dehnte und reckte schläfrig seine Glieder. Dann, als das Haus in Stille und Schlaf versunken schien, stand er widerwillig auf und schlich zur Tür.

„Vergiß den Prügel nich," raunte Annkathrin ihm zu, „ein' dägten, festen!"

Er nickte. „Ein' Hacke hängt gleich rechts an der Wand."

Nun stand er auf dem Flet. Kühl wehte die Luft in dem weiten Raum ihm entgegen nach der Schwüle der überheizten Stube. Und wie dunkel das war. Nur im Herdloch glimmte matt die zusammengesunkene Torfglut. Der Teufel mochte die verliebte Dern holen, die ihn zu solch unbequemem Auflauern zwang! Sein Kopf war schwer. Der im Übermaß genossene Trank rumorte in seinem Blut, ließ die Gegenstände um ihn her in dem unsicheren Dämmerlicht phantastische, drohende Gestalten annehmen, und Erinnerungen kamen, Erinnerungen, die ihn immer heimsuchten, wenn er ein Glas zu viel hinuntergegossen hatte. Er hielt sich darum zurück. Aber wer kann sich dem Zutrinken entziehen an seinem Hochzeitstag? Nun, die Überhitzung seines Blutes, die Überreizung seiner Nerven würden aufhören in der kühleren Luft.

Still! — Regte sich da schon etwas? Knarrte das Dielentor? — Nichts. — Nur die Kuckucksuhr auf dem Flet verkündete mit heiserem Krächzen Mitternacht. Mitternacht, und Dreikönigstag! War nicht jetzt die

Digitized by Google

Stunde, da die stumme Kreatur mit Menschenzungen reden sollte? Unsinn! Altweibergeschwätz! Und doch mußte er denken, wenn sie anhüben zu sprechen mit Menschenzungen, die Tiere in den Ständen rechts und links von der Diele — nicht auszumessen wäre das Grausen! Denn darin sprach Mudder Clüver wahr: es gibt Taten, die ein mutiger Mann wohl das Herz findet auszuführen, aber die nennen zu hören er schwer ertrüge. Wenn jetzt ...

Horch! Sicher, das war das Knarren einer Tür gewesen. Aber im Hause. Kam Liß? Er faßte den Stiel der Hacke fester, er hielt den Atem an. Nichts, tiefe Stille. Narrte der Bursch ihn? Hatte Annkathrin falsch gehört?

Doch jetzt wirklich ein Laut! Nur das Husten des Braunen, hohl, rauh; seit dem Herbst litt das Pferd an der Brustseuche. Aber nun — Stürzten die Wände um ihn ein? Wurde er verrückt? Eine Stimme erhob sich, sprach Menschenworte, aber keine Menschenstimme war das, hohl und rauh, wie der Husten des Pferdes. Er fühlte die Knie unter sich wanken. Gern wäre er geflohen, aber Grauen hielt ihn im Bann.

„Einen neuen Bauern haben wir vandage kregen," sprach die Stimme.

Eine andere, höher, aber auch keine Menschenstimme, gab Antwort: „Jawoll, einen slimmen Bauern."

Das mußte der Schimmel sein, der gesprochen hatte. Und nun wieder der Husten des Braunen.

„Wir haben unsren alten Herrn hinausgefahren auf den Kirchhof. Ehbevor die Seuche mich wegrafft, werden wir den neuen Herrn hinausfahren."

Timm Bormeyer sträubten sich die Haare, er mußte sich an der Holzschranke halten. Aber es zwang ihn weiter

Digitized by Google

zu hören. Zukunft kündeten die Tiere; wußten sie auch um die Vergangenheit?

Und jetzt kam das Furchtbare. Der Schimmel sprach's. Es war, als ob seine Stimme den ganzen Hausbau erfülle.

„Mord freit nach Sühne! Mord wohnt unter unsrem Dache! Am Uhlenpump hat unser neuer Bauer den alten erslagen um sein' Hof un um sein' Bäuerin. Hörst nich all die Sritte von den Schandarms, die ihn vor Gericht sleifen?"

Mit einem gräßlichen Aufschrei ließ Timm Bormeyer die Hacke fallen, wollte fort. Hinaus.

Da faßte eine Hand seinen Arm. Lüerke, der alte Knecht, stand hinter ihm.

Aus der Stubentür stürzte Annkathrin; Liß, noch völlig angekleidet, eilte auf die Diele, der Jungknecht, die Mägde rissen ihre Kammertüren auf.

Timm Bormeyer sah und hörte nichts. Nur ein Gedanke war in ihm, fliehen! Dem Unbegreiflichen, dem Entsetzlichen entlaufen! Mit einem Stoß, der den Knecht taumelnd gegen die Schranke der Viehstände schleuderte, riß er sich von Lüerkes Griff los, rannte über die Diele zum Scheunentor, stieß es auf, stürzte hinaus in die Nacht. Keine Überlegung leiteten ihn, einzig der Trieb wahnsinnigen Entsetzens. Wo denn sich bergen, wenn die stumme Kreatur Menschensprache gewann und erzählte von der Bluttat, die kein irdisches Auge gesehen hatte? Trotzdem wollte er leben! Nie war die Gier zu leben mächtiger in ihm gewesen als in dem Augenblick, da überirdische Mächte ihm dies Leben absprachen. Er rannte drum, er jagte ohne Atem zu schöpfen, blind, in mondloser Finsternis.

Der Kanalbrücke raste er zu in weiten, wilden Sprüngen.

Digitized by Google

Aber etwas raste hinter ihm, er fühlte es. War's der Tote? Waren's die mit Menschenstimmen sprechenden Tiere? Waren's gar schon die Häscher? In seinen Ohren hörte er das Trappen ihrer Füße. Er sah in der Finsternis haschende Gestalten, greifende Hände. Wollten sie ihm den Weg abschneiden? Oho! er war der Flinkere. Hier die Brücke!

Mit einem ungeheuren Schwung flog er auf sie zu und sprang ins Leere. Kein Balken unter seinen Füßen, kein fester Boden, nur die träge ziehenden Wasser des Kanals. In dem Bruchteil einer Sekunde begriff er's. Gleichviel! Er würde waten, schwimmen, irgendwie das andere Ufer gewinnen.

Da sprühten Funken vor seinen Augen auf. Ein dumpfes Krachen — und dann nichts mehr. Im Stürzen war er mit der Schläfe auf die Kante der Wehrschleuse aufgeschlagen. Betäubt, bewußtlos sank er zum Grund.

Im Hause schrie Annkathrin in Weinkrämpfen. Mit rasch angezündeten Laternen rannten die Knechte hinaus, den Bauern zu suchen. Sie fanden ihn nicht.

Erst am nächsten Morgen wurde er gefunden; ein stiller Mann.

Um die von vergeblicher Suche heimkehrenden Knechte drängten sich die Mägde, Liß, Bauern und Gesinde von den Nachbarhöfen, die der Lärm herbeigelockt. Lüerke mußte berichten.

Ja, ja, der Bauer war ein Totschläger. Er hatte den ersten Mann der Bäuerin ermordet. Und seine Schandtat ward offenbar durch ein Wunder, durch den Mund der stummen Kreatur.

„Ich konnt' dr nich slafen, Nachbars. Da hör' ich im Haus was sich regen, un wie ich mich auf die Diele sleiche, seh' ich den Bauern aus der kleinen Stube auf

Digitized by Google

das Flet treten. Er nimmt die Hacke von der Wand un steht stockstill wie ein', der lauert. Im roten Glimmern von dem Torf seh' ich's deutlich. Un wie er dr steht un lauert, da heben mit eins die Pferdens an — es war grauslich!"

Er unterbrach sich, denn langsam, mit ernstem Gesicht kam Jan Peters aus dem Pferdestand hervor.

„Jan Peters! Bist du dr all länger gewesen? Denn kannst mein' Wortens bezeugen! Denn hast 's auch gehört, wie der Braune un der Schimmel mit Menschenzungen geredet haben un Gericht gehalten."

„Nee, Lüerke, nich der Braune, nich der Schimmel. Ich hab' geredet. Ich hab' Gericht gehalten."

„Du?! Du, Jan Peters?"

„Ich war dr ins Haus zurückgekommen," sprach Jan, „um mein' versprochene Braut, der Liß, ein' wichtige Entdeckung mitzuteilen, die ich gemacht hatt', un wie ich steh' un wart' auf ihr, tritt der Bauer aufs Flet heraus, nimmt die Hacke von der Wand, un ich seh', daß unser Verabredung verraten is, un seh' in sein' Augens, daß ich kein' Schonung zu erwarten hab', un daß er mich niederslagen wird. Ich aber hatt' dr kein' Waffe, nich mal ein Messer. In mein' Not fährt mir's denn durch den Sinn, was die alten Leute vertellen von der heiligen Dreikönigsnacht. Da hab' ich den Trichter von der Futterkiste genommen, hab' hineingesprochen, un den Bauern sein' Untat vorgehalten. Daß ich aber die Wahrheit gesprochen hab' mit mein' Beschuldigung, das hat er selbst bezeugt durch sein' sinnlose Flucht."

„Woher hast du denn gewußt, daß Bormeyer den Bauern erslagen hat? Un wenn du's gewußt hast, aus was für 'n Grund hast nich all lang schon dein' Mund aufgetan?"

Digitized by Google

Viele Stimmen durcheinander fragten das.

„Daß Bormeyer dem Bauern sein Mörder is, hab' ich nich gewußt bis auf den heutigen Dag. Das war ja die Entdeckung, die ich mein' Braut mitteilen wollt'. Da um is es doch an dem, was Lüerke sagt, daß unſ' Herrgott den stummen Dingens Sprache gibt, daß sie zeugen müssen von verborgener Freveltat. Der Ring da is es, der zu mir gesprochen hat."

Er zog aus seinem Geldbeutel einen Messingring, auf dem in getriebener Arbeit kleine Halbmonde hervortraten. „Als ich verleden Spätsommer den Doten im Uhlenkolk fand, da lag der Ring hier zwischen den Heideriſpens. Ich kannt' aber kein', dem solche Ringens eigen waren, un auch in kein' Laden in Scharmbeck oder Bremen hatt' ich so 'ne Dinger je gesehen."

Kolonist Wente griff eifrig nach dem Ring, hielt ihn in das Licht einer der Laternen.

„Akkurat so 'ne Ringe hat Timm Bormeyer an sein' türkischen Tabaksbeutel!" rief er aus.

„So ist es," bestätigte Jan Peters. „Fünf so 'ne Ringens hat er an sein' Beutel, un der sechste, den er dran hat, das is ein' glatten Messingring, weil er die Art woll nirgends hier in'n Lande zu kaufen bekommen konnt'. Wie ich nun vandage den Beutel zu Gesicht kriegt', da wußt' ich mit ein Slag, wer den Bauer vom Puvogelhof vermordt hat."

„Hol uns Bormeyer sein' Tabaksbeutel, Annkathrin, daß wir vergleichen können," gebot Wente.

Aber Annkathrin hörte nicht, rührte sich nicht. Wie von Sinnen stierte und wimmerte sie vor sich hin.

Wie von Sinnen gebärdete sie sich, als am nächsten Morgen Bormeyer ins Haus getragen wurde. Das Grausen, daß sie mit einem Mörder vor dem Altar gestanden

Digitized by Google

hatte, die Erkenntnis, daß sie selbst die Ursache der Mordtat gewesen sei, brachen ihren herrischen Willen. Als Jan Peters ihr seinen Verspruch mit ihrer Tochter Liß ankündigte, fand sie nicht die Kraft zu einer Weigerung.

In den Spinnstuben des Moores wurde noch lange von der Hochzeit in Antweier und der wunderbaren Entlarvung des Mörders gesprochen. Von Mond zu Mond aber, von Jahr zu Jahr, trat mehr und mehr Jan Peters Anteil daran zurück, schliff sich ab, verblich, wurde endlich ganz verschwiegen, so daß in der Überlieferung übrigblieb das Wunder der sprechenden Tiere, die in der heiligen Dreikönigsnacht mit Menschenzungen und in Menschensprache Zukunft und Vergangenheit verkünden und Gericht halten über verborgene Missetat.

Kreuzrätsel

	1.	2.	3.				
		A	A	A			
		A	Ä	B			
1.	D	E	E	E	E	E	G
2.	H	I	K	L	N	N	N
3.	N	N	O	P	P	P	R
		R	T	T			
		U	U	Y			

Die eingestellten Buchstaben sollen so geordnet werden, daß die senkrechten und die wagrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung ergeben: Die senkrechten Reihen: 1. Stadt am Genfer See, 2. Land in Afrika, 3. Sternbild. Die wagrechten Reihen: 1. kriegerischer Volksstamm in Asien, 2. Stadt in Österreichisch-Schlesien, 3. Raubtier. H. v. d. Mürz.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Die Nichte des Andrea

Roman von Alexandra von Bosse / Fortsetzung

Silvio Farnesi kam von Turin zurück, wo er ein Konzert gegeben hatte und mit Beifall und Ehren überschüttet worden war. Er benützte den Frühzug nach Rom, saß allein in einem Abteil erster Klasse und las die Besprechungen, welche die Turiner Morgenzeitungen über sein Konzert brachten. Am besten gefiel ihm die Kritik des „Corriere della Sera", weil er darin beständig „il maestro giovane", der junge Meister, genannt wurde. Darauf legte er großen Wert, seit er sich den Vierzigern näherte und an den Schläfen zu ergrauen begann.

Der Krieg war für ihn günstig verlaufen. Zuerst hatte er zwar Dienst tun müssen und war in einer neuen, hübschen Uniform als Leutnant der Alpini herumgegangen. Dann hatte es die italienische Regierung für nützlicher befunden, ihn für den Propagandadienst zu verwenden, als ihm eine Tournee in Amerika angeboten wurde. In Amerika war er von Nord nach Süd, von Ost nach West, kreuz und quer in prächtigen Pullmanwagen herumgereist und hatte in großen und kleinen Städten Konzerte gegeben, wobei der Konzertsaal immer mit italienischen, englischen, französischen und amerikanischen Fahnen reich ausgeschmückt worden war. Überall hatte man ihn enthusiastisch empfangen, überall war er gefeiert worden, wenn auch die meisten Amerikaner ebensoviel vom Violinspiel verstanden, wie eine Kuh vom Flötenblasen. Er war dann bis zum Ende des Krieges drüben geblieben, immer von Zeit zu Zeit wieder patriotische Konzerte gebend, weil er die Rückreise über das mit

Digitized by Google

Minen und Unterseebooten verseuchte Meer nicht wagte. Die Brieftasche mit Dollarnoten gespickt, ein schön angewachsenes Guthaben in Dollars auf der Banca Nazionale in Rom sein eigen wissend, war er schließlich — ein Sieger — in die Heimat zurückgekehrt. Er war zufrieden mit sich, und wie er sich sein Leben eingerichtet hatte, konnte er auch stolz sein auf das, was er erreicht. Seine Eltern waren arme Leute, als sie mit ihm nach Rom zogen. Der Vater geigte in Hotels, in Singspielhallen, zuweilen auch in Trattorien, wo er in einem bunten Nationalkostüm auftrat. Bei einer solchen Gelegenheit hatte auch der kaum zehnjährige Silvio auf einer kleinen Geige mitspielen dürfen, und ein deutscher Bildhauer, Wendelin, hatte solches Gefallen an ihm gefunden, daß er ihn zu sich nahm und ihm guten Musikunterricht erteilen ließ. Das außergewöhnliche Talent hatte sich bald offenbart, und der Deutsche hatte die Genugtuung erlebt, daß aus seinem Schützling ein großer Künstler wurde. In dem gastfreien Hause des deutschen Bildhauers hatte er auch weiterhin, als er schon berühmt geworden, fast wie ein Sohn verkehrt — er war nicht undankbar —, bis der Krieg das Band zerriß und für einige Jahre jede Verbindung mit seinem einstigen Gönner aufhörte.

Silvio Farnesi war ein Liebling der Frauen und bisher hatte er trotz seiner zahlreichen Liebesaffären immer Glück gehabt. Immer hatte er es verstanden, zur rechten Zeit abzubrechen und selten war irgend so eine Liaison in gefährliches Fahrwasser geraten, oder wenn doch einmal, so war es ihm immer noch gelungen, sich aus den Strudeln zu retten.

Am Bahnhof in Rom, wo er gegen drei Uhr nachmittags eintraf, wurde Farnesi von seinem Diener Andrea

Digitized by Google

in Empfang genommen, der das Gepäck besorgte und Farnesis wertvolle Geige, die er sonst nie aus der Hand gab, in seine Obhut nahm.

Dieser Andrea, den Farnesi scherzend seinen Leporello nannte, war ein älterer Mann, gewandt, schlau, verschwiegen und seinem Herrn, dem er seit zehn Jahren diente, unbedingt ergeben. Andrea wußte immer Rat und hatte Farnesi schon aus mancher schwierigen Lage geholfen.

Rasch fuhr der Einspänner über die schöne Piazza Termini und Esedra, durch einen Teil der belebten Via Nazionale, dann durch den langen Tunnel, der unter dem Quirinal hindurchgebohrt wurde, und hielt an einem der hohen Häuser gegenüber der Propagande Fides, wo Farnesi im dritten Stock eine hübsche und geräumige Junggesellenwohnung besaß.

Nachdem er sich seiner Reisekleidung entledigt und vom Reisestaub gereinigt hatte, warf Farnesi sich in seinem behaglich eingerichteten Wohngemach in einen bequemen Ledersessel. Andrea brachte Tee, goß ihn in ein feines Porzellantäßchen, gab etwas Zucker dazu, ein wenig Rum, so wie es Farnesi liebte, und rückte das türkische Tischchen mit Rauchzeug dicht an den Ledersessel heran. Mit fast mütterlich zärtlichen Blicken betrachtete er das reisemüde Gesicht seines Herrn.

„Der Herr ist müde," sagte Andrea vorwurfsvoll. „Es war nicht recht, gleich zurückzureisen. Und morgen nun hier wieder ein Konzert, das ist zu viel. Zu was? Wir haben ja doch noch Geld genug."

„Du weißt, Konzerte ermüden mich nicht," erwiderte Farnesi und gähnte herzhaft. „Aber sie wollten mich in Turin durchaus feiern. Der viele Sekt liegt mir noch in den Gliedern."

Digitized by Google

„Heute war der Diener des Grafen Matelli zweimal da, wollte wissen, ob der Herr bestimmt heute zurückkäme und sie bestimmt heute abend auf den Herrn rechnen könnten. Auch der Diener der Frau Marchesa Rocca del Fior ..."

„Ach, laß mich in Frieden," wehrte Farnesi ab und gähnte wieder, die Arme reckend.

„Er hat einen Brief zurückgelassen," wagte Andrea noch zu sagen. „Auch ein eingeschriebener Brief ist angekommen."

„Na, gib ihn her," sagte Farnesi.

„Welchen?"

„Den von der Rocca del Fior."

Andrea brachte einen zartfarbenen Umschlag, der nach Eau d'espagne duftete.

„Es ist noch eine Menge Post da."

Farnesi wehrte ab. „Später, später!" Er schnitt den Umschlag auf und las mit lächelndem Behagen. Sie hatte sich nach ihm gesehnt. Sie konnte nicht erwarten, ihn wiederzusehen. Sie wollte ihn, sobald er aus Turin zurückgekehrt sei, sehen.

„Morgen," murmelte er. Er hatte sich lange um die Gunst der schönen Leontina Rocca del Fior bemüht, sein endlicher Sieg war ein Triumph gewesen. Aber er kostete ihn nun schon fast ein Jahr aus, und Leontina war anspruchsvoll. Es war Zeit, die Rosenketten ein wenig zu lockern, ehe sie zu Fesseln wurden, um sie nach und nach möglichst schmerzlos abzustreifen. Ja, es war Zeit.

Mit zusammengekniffenen Augen musterte Farnesi aus der Entfernung den Stoß Briefe, der auf seinem Schreibtisch lag. Er war heute nicht aufgelegt, alles durchzusehen. Aber nachdem er zwei Tassen Tee behaglich geschlürft und sich eine türkische Zigarette angezündet hatte, er-

Digitized by Google

innerte er sich, daß Andrea einen eingeschriebenen Brief erwähnt hatte. Solche Briefe enthielten zuweilen Wichtiges; es war klüger, ihn heute noch zu öffnen.

Er fühlte sich ausgeruht. Noch ein Stündchen wollte er faulenzen, dann sich von Andrea rasieren lassen, umkleiden, ein wenig auf dem Korso flanieren, um dann abends auf dem Festmahl, das römische Freunde ihm gaben, frisch und jung zu erscheinen — il maestro giovane.

Er erhob sich langsam, ging träg an den Schreibtisch, schob den Pack Briefe auseinander, die Aufschriften nachlässig musternd. Dann bemerkte er, daß Andrea den eingeschriebenen Brief für sich allein zur Seite gelegt hatte, und nahm ihn auf. Ein großer, weißer Umschlag war es und doppelt frankiert. Die Handschrift, kaufmännisch, mit Schnörkeln versehen, war ihm unbekannt. Der Brief fühlte sich hart an, es schien, als ob er eine Photographie enthielt. Ein Lächeln glitt um Farnesis Lippen. Da schickte ihm wohl wieder einmal eine schöne Verehrerin ihr Bild, um als Gegengabe das seine mit seiner Unterschrift zu erflehen. An dergleichen war er längst gewöhnt. Er drehte den Umschlag um, zu sehen, wer als Absender zeichnete.

„Aresa — Napoli ...“ las er halblaut. Der Name klang ihm bekannt. „Aresa ... Aresa?“ wiederholte er und plötzlich besann er sich: „Eleonora Aresa.“

Was wollte sie von ihm, nachdem sechzehn Jahre des Schweigens zwischen ihnen lagen? Unbehagen befiel ihn. Er liebte es nicht, an alte Beziehungen erinnert zu werden. Wollte sie wieder anknüpfen? — War vielleicht ihr Mann inzwischen gestorben ...?

Unschlüssig drehte er den Brief in der Hand, zögerte, ihn zu öffnen. Da erkannte er, daß es nicht Eleonoras Handschrift war.

Rasch riß er den Umschlag auf, und eine Photographie

Digitized by Google

glitt ihm entgegen, die an allen vier Ecken beschnitten war, als habe sie in einem runden Rahmen gestanden. Er sah auf dunklem Grund das liebliche, schmale Gesicht eines jungen Mädchens, eines Kindes. Von dunklen Locken umgeben, blickten ihn aus dem Antlitz leuchtende Augen lächelnd an. Er kannte dieses Kind nicht, und doch erschien ihm etwas an diesem Gesicht merkwürdig. Er drehte das Bild um. Quer über die Rückseite war mit Eleonoras großer Schrift geschrieben: Carlotta Aresa 1917. Der Name Aresa aber war mit frischer blauer Tinte dick durchstrichen und darüber „Farnesi" geschrieben.

Silvio Farnesi wurde plötzlich dunkelrot, dann wich ihm alles Blut wieder aus dem Gesicht. Er starrte den Namen an, fassungslos, ohne verstehen zu können, was das bedeuten sollte, dabei erschien etwas doch ganz klar dabei.

Seine Hände zitterten, als er nun so hastig, daß der ganze Umschlag in Fetzen ging, einen Bogen starken Papiers herauszerrte. Fluch auf Fluch entwich seinen Lippen, als er flimmernden Blicks den Brief las, der Carlotta Aresas Bild begleitete. Seine Knie knickten ein, er mußte sich setzen, ehe er das Schreiben zu Ende gebracht; dann las er von Anfang an noch einmal, bemüht, zu begreifen, was ihm wie Wahnsinn vorkam.

Eleonora Aresa war tot. Aber mit ihr war das Geheimnis nicht begraben worden, das bisher nur er und sie geteilt hatten. Verflucht!

Der Mann, dieser dicke Makkaronifabrikant, mußte irrsinnig geworden sein, denn was er schrieb, ließ keine andere Deutung zu.

„Euch sende ich, was Euer ist, Maestro Silvio Farnesi! Eure Tochter Carlotta wird am einundzwanzigsten März mit dem Zuge, der abends sieben Uhr vierunddreißig ein-

Digitized by Google

trifft, in Rom ankommen. Laßt dort Eure Tochter empfangen und nehmt sie gut bei Euch auf, nachdem ich sie unfreiwillig mehr als sechzehn Jahre wie eines meiner eigenen Kinder behütet habe. Ihr seid Carlottas Vater! Versucht nicht, das abzuleugnen, denn ich habe den Beweis schwarz auf weiß und mit Eurer Unterschrift versehen in der Hand. Weiter ist nichts zu sagen. Mein Wunsch ist, weder von Euch noch von dem Mädchen, das ich so lange fälschlich als mein Kind angesehen habe, je wieder etwas zu sehen oder zu hören. Emanuele Aresa."

Kalter Schweiß stand auf Farnesis Stirn. Einige Minuten saß er fassungslos da, starrte die Buchstaben an, bis sie vor seinen Augen zu tanzen begannen. Ihm war verzweifelt zumute.

„Eure Tochter ... Eure Tochter ..." wiederholte er und runzelte die Brauen, als müßte er sich über den Sinn dieser Worte klar werden. Dann suchte er aus den schwirrenden Schriftzeichen das Datum zu finden, an dem „Eure Tochter" in Rom ankommen sollte: ... „am einundzwanzigsten März wird" ... Der einundzwanzigste März war ja heute!

Farnesi sprang auf.

„Andrea! Andrea!" brüllte er mit sich überschlagender Stimme.

Der Diener kam erschrocken hereingestürzt.

„Herr ...?"

„Lies das! Lies das!" schrie Farnesi und fuchtelte ihm mit dem Brief unter die Nase.

Andrea konnte weder lesen, noch schreiben. Er stammte aus den Abruzzen, wo diese Kunst nicht gelehrt wurde. Er blickte an dem Brief vorbei, als sei er nicht vorhanden. An gelegentliche Wutausbrüche seines temperamentvollen Gebieters war er längst gewöhnt.

Digitized by Google

„Was steht in dem Brief?“ fragte Andrea ruhig.

„Esel! Esel!“ schrie Farnesi, vor Wut bebend. „Versteh doch, du Idiot: meine Tochter kommt heute an! Meine Tochter! Meine Toch . . .“

Seine Stimme überschlug sich. Nun glaubte Andrea ernstlich, sein Herr sei wahnsinnig geworden, und suchte den Tobenden mit beiden Händen zu beschwichtigen.

„Aber lieber Herr, lieber Meister! Ihr träumt, oder vielleicht scherzt Ihr auch; das kann doch in dem Brief nicht geschrieben stehen.“

„Nicht? So! Weißt du es etwa besser?“ keuchte Farnesi und fast weinte er. Dann las er laut vor, sich überstürzend, die Worte verschluckend, dazwischen fluchend, was Emanuele Aresa ihm geschrieben hatte.

„Nun, was sagst du jetzt?“ fauchte er den Diener an.

Andrea zuckte die Schultern: „Ein schlechter Scherz, Herr . . .“

„Nein, nein, nein,“ ächzte Farnesi und sank gebrochen in den Sessel. „Es ist kein Scherz! Es ist Ernst, entsetzlicher Ernst! Meine Tochter . . . meine . . . Toch . . . ter kommt . . . kommt heute . . .“

„Nein, das ist unmöglich,“ suchte Andrea zu beruhigen. „Sie haben doch keine Tochter.“

Da sprang Silvio Farnesi wieder auf und rannte wie besessen im Zimmer umher, schrie dabei: „Aber ich habe ja eine — ich habe eine! Seit sechzehn Jahren habe ich eine! Und dieses Kind, dieses Unglückskind . . . da. Da ist es! Hier . . . schau dir's an!“

Er warf Andrea die Photographie zu, die der Alte geschickt auffing und nun mit hochgezogenen Brauen erst mißtrauisch, dann bewundernd betrachtete; dann kratzte er sich den Kopf und sagte: „Eh — häßlich ist es nicht, nein. Ein kleiner Engel. Ein Engel! Wahrhaftig.“

Digitized by Google

„Wäre sie doch in Wahrheit ein Engel!“ stöhnte Farnesi. „Was soll ich tun, Andrea? Rate mir, Andrea, was soll ich tun? Mit dem Zuge, der um sieben Uhr dreißig auf der Stazione Termini ankommt, wird das Kind eintreffen und ich soll es da abholen. Was soll ich tun?“

„Holen wir's nicht ab,“ riet Andrea nach kurzem Überlegen.

„Das geht nicht,“ jammerte Farnesi, „denn gewiß weiß es meine Adresse, kommt hierher, fragt nach mir — nach mir — ihrem Vater. Und dann stelle dir vor, der Skandal!“

„Aber ist es denn Ihr Kind?“

„Ja. Verflucht sei die Stunde seiner Geburt! Und dieser Mensch, dieser Aresa, hat Beweise dafür, hörst du! Ein Brief mit meiner Unterschrift, den ich an die Frau schrieb, den hat sie nicht vernichtet, verstehst du?“

„Ja, man soll niemals Briefe schreiben,“ sagte Andrea, der vor solchen Gefahren sicher blieb.

„Ach, ich war so jung damals, so ein Dummkopf!“ klagte Farnesi und raufte sich die Haare. „Was soll ich tun? Geholt muß das Geschöpf werden, damit kein Aufsehen entsteht und morgen ganz Rom von meiner Tochter spricht. Niemand darf von der Geschichte etwas erfahren. Hilf mir, Andrea! Weißt du keinen Rat? Könnte man nicht — ja — könnte man nicht sagen, es sei dein Kind?“

„Mein Kind?“ Andrea hob die Brauen hoch; sein mageres, glattrasiertes Gesicht verzog sich zu einer ulkigen Grimasse. „Warum nicht, Herr, wenn, ja, wenn das kleine Fräulein damit einverstanden sein will.“

„Muß! muß!“

„Na, es wird aber doch lieber das Kind des Herrn als des Dieners sein wollen.“

„Hat gar nichts zu wollen!“

Digitized by Google

„Wenn Ihr erklären würdet, die Kleine sei Eure Nichte, das ginge doch," sagte Andrea.

Farnesi wehrte ab.

„Habe ja weder Brüder noch Schwestern."

„Nu, es könnte ja das Kind einer Base oder eines Vetters sein."

Silvio Farnesi überlegte mit schmerzlichem Gesichtsausdruck, dann entschied er: „Wir geben sie für deine Nichte aus, Andrea. Bei mir wissen zu viele, daß ich keine Verwandte habe, aber über deine Familie weiß keiner was. Ich müßte zu viele Fragen beantworten und ich verstehe es nicht, gut zu lügen; dir dagegen wird es keine Schwierigkeiten machen. Du erzählst etwas von einer jüngeren Schwester, die sich einmal nach Neapel verheiratet habe, und so ... warum sollte das nicht wahr sein? Warum solltest du nicht eine hübsche Nichte haben — eh?"

„Ja — warum nicht?" wiederholte Andrea. „Wenn der Herr meint ..."

„Das ist die Rettung!" rief Farnesi erleichtert. „Aber wo können wir das Unglückswesen hier unterbringen?"

„Das leere Zimmer, in dem die Koffer stehen, das richte ich schnell ein."

Fünf Minuten später stürzte Andrea aus dem Hause und lief zu seiner Base Philomena, sie zu holen, damit sie ihm helfen solle. Es sei besser, eine weibliche Person würde im Hause sein, wenn das kleine Mädchen ankam, hatte sein Herr gesagt. Man wüßte ja nicht, was so ein Kind alles braucht, und vielleicht würde es weinen, müßte beruhigt werden.

Andrea sollte dann die Kleine von der Bahn abholen. Farnesi wollte und konnte das bevorstehende Fest nicht mehr absagen, und er wünschte beruhigt hinzugehen. Was ging ihn die Nichte des Andrea an. —

Digitized by Google

Andrea war pünktlich am Bahnhof, aber der Schnellzug Neapel—Rom traf mit vierzig Minuten Verspätung ein. Das war nicht ungewöhnlich, und geduldig wartete Andrea. Er war das Warten gewöhnt, es machte ihn weder nervös noch ärgerlich, dabei ruhte man sich ganz schön aus. Gelassen spazierte er auf dem Bahnsteig hin und her, rauchte türkische Zigaretten, womit sein Herr und deshalb auch er immer reichlich versorgt war, und spuckte reichlich nach rechts und links.

Er sah geradezu vornehm aus in einem langen schwarzen Mantel mit schmalem Samtkragen, einem abgelegten aber noch tadellosen Stück aus der Garderobe seines Herrn. Den runden schwarzen Hut trug er schick in die Stirn gerückt, und mit dem glattrasierten fahlen Gesicht, den tiefen Linien um Mund und Nase sah er aus wie ein Schauspieler. Aber er meinte, er mache den Eindruck eines vornehmen Diplomaten. Andrea fühlte sich. Niemand vermochte ihm anzusehen, daß er aus den Abruzzen stammte und weder schreiben noch lesen konnte, was er immer recht ungern eingestand. Er hielt darauf, imponierend zu wirken und dachte, es sei nur von Vorteil für seinen Herrn, wenn er — Andrea Sarto — bedeutend aussehe, weil ein feiner Diener nur einem vornehmen Herrn dient.

Der Gedanke, daß er das erwartete hübsche kleine Mädchen, das des berühmten Silvio Farnesi Kind sein sollte, als seine Nichte ausgeben mußte, war ihm durchaus nicht unangenehm. Das würde sein Ansehen heben, wenn er den Leuten sagen konnte, daß dies hübsche kleine Fräulein seine leibliche Nichte sei. Dazu würden die Leute des Herrn Farnesi Güte bewundern, der es seinem Diener erlaubte, die arme kleine verwaiste Nichte bei sich aufzunehmen. Er hatte sich eine hübsche Geschichte dazu aus-

Digitized by Google

gedacht von einer Schwester, die sich nach Neapel verheiratet haben sollte, nun dort gestorben war und deren einziges Kind, ein wahrer Engel, nun auf der weiten Welt nur noch ihn habe. Die Geschichte hatte er versuchsweise auf der Fahrt zum Bahnhof dem Kutscher der Droschke, Matteo, erzählt. Matteo hatte seinen Standplatz auf der Piazza Mignanelli, er besaß einen hübschen Wagen und ein flottes Pferd, weshalb ihm häufig die Ehre teilhaftig wurde, Maestro Farnesi zu fahren.

Nachdem Andrea ihm die lange Geschichte von der toten Schwester und der hübschen Nichte erzählt und die Güte seines Herrn gebührend gepriesen, der ihm gestatte, das verwaiste Nichtchen bei sich aufzunehmen, hatte Matteo mit der Peitsche geschwippt und mit pfiffigem Lächeln gesagt: „Warum nicht? Warum sollte Maestro Farnesi es nicht gestatten, wenn — deine Nichte hübsch ist?"

Andrea ärgerte sich noch nachträglich über Matteos Unverschämtheit.

Jetzt erschienen zahlreiche Gepäckträger auf dem Bahnsteig, denen bald einige Beamte folgten. Kofferwagen wurden angerollt; das Nahen des Neapeler Schnellzuges war gemeldet. Plötzlich erschienen an einer Kurve zwei grelle Lichter und langsam mit verhaltenem Getöse fuhr zischend und schnaufend der Zug in die Halle.

Andrea hatte sich so aufgestellt, daß alle Angekommenen an ihm vorüber mußten. Aufmerksam musterte er jedes jüngere weibliche Wesen, hielt dabei die Photographie, die Aresa geschickt hatte, in der Hand, um vergleichen zu können. Einmal wollte er schon auf ein junges Mädchen zutreten, das neben einer dicken Dame heran kam, aber als er ihm ins Gesicht sah, bemerkte er eine dicke, kleine Nase und zwinkernde Äugelchen. Dann kamen

Digitized by Google

Manfred von Helmer und Carlotta. Sie ging dicht neben ihm, als gehörte sie zu ihm. Nie hätte Andrea in der schlanken, jungen Dame das Kind erkannt, das er erwartete, wenn sein Blick nicht auf den gelben Kasten der Violine gefallen wäre, den sie in der Hand trug. Der Violinkasten entschied. Er blickte der jungen Dame schärfer ins Gesicht, glaubte darin eine gewisse Ähnlichkeit mit dem des Bildes in seiner Hand zu erkennen, und trat entschlossen an das Paar heran, nahm den Hut ab, so wie ein Bedienter es tut, ihn bis ans Knie senkend, und fragte: „Signorina Carlotta?"

Carlotta blieb erschrocken stehen und sah in das ihr fremde hagere Schauspielergesicht, darin der Mund sich zu einem devoten Lächeln verzog.

„Entschuldigung," murmelte Andrea, hob ein wenig den Hut und senkte ihn wieder, dabei wies er das Bild vor. „Darf ich vermuten, Signorina Carlotta Aresa . . .?"

„Ja, das bin ich," sagte Carlotta.

„Benissimo! Ich bin beauftragt, das Fräulein von der Bahn abzuholen, weil der Herr — er war untröstlich — selbst verhindert war, zu kommen. Darf ich das Fräulein um den Gepäckschein bitten?"

Als Carlotta noch zögerte, hielt ihr Andrea das Bild wie eine Legitimation hin und sagte: „Danach habe ich das Fräulein gleich erkannt."

Sie erkannte die Photographie, die vor drei Jahren von ihr aufgenommen worden war und in weißem, rundem Lederrahmen auf ihrer Mutter Schreibtisch gestanden hatte.

Nun ergab sie sich in ihr Schicksal, suchte den Gepäckschein heraus und gab ihn Andrea, der gebieterisch einen Träger herbeiwinkte.

Digitized by Google

„Ich begleite Sie hinaus," sagte Helmer, als Carlotta sich zu ihm herumwendete.

Gefolgt von Andrea schritten sie dem Ausgang zu, beide bedrückt von der nun eingetretenen Notwendigkeit der Trennung. Helmer sagte sich, daß es besser war, wenn das junge Mädchen gleich zu seinen Angehörigen kam, anstatt zuerst seinen Schutz in Anspruch nehmen zu müssen. Der Mann, der sie abholte, sah aus wie ein wohlerzogener, herrschaftlicher Kammerdiener, also mußten ihre Angehörigen wohl vornehme Leute sein. Umso mehr war es verwunderlich, daß man das hübsche junge Ding hatte allein reisen lassen.

Vor der Treppe der Sala del Arrivo hielt Matteo mit seinem Wagen, kletterte dienstfertig vom Sitz und musterte, während er das Schutzleder im Wagen zurückschlug, mit dreister Neugier Andreas Nichte.

Er fand sie hübsch genug.

Schon kam der Träger mit Carlottas ziemlich großem Gepäck angekeucht, einem neuen gelben Koffer, und während Andrea überwachte, wie er auf dem Bock verstaut wurde, verabschiedete sich Helmer von Carlotta, die nur mühsam die Tränen zurückhielt.

„Vergessen Sie mich nicht gleich," bat er, ihre Hand ergreifend. „Und wenn Sie einen guten Freund brauchen, dann wissen Sie ja, wo ich zu finden bin."

„Ich vergesse nicht und — und ich danke Ihnen, Herr — Herr Manfredo," murmelte sie.

Dann mußte sie einsteigen, und da Andrea sich nicht auf den Bock setzen konnte, weil dort der Koffer untergebracht war, was sich auch für den Onkel Matteo gegenüber nicht geschickt hätte, mußte er zu Carlotta in den Wagen. Aber er legte ihre Reisetasche und Violine neben sie, und nachdem er sich mit devoter Höflichkeit vor Hel-

Digitized by Google

mer verneigt, setzte er sich auf das harte Bänkchen bescheiden Carlotta gegenüber.

Helmer blieb am Rande des Bürgersteiges stehen und lüftete den Hut, als der Wagen sich in Bewegung setzte.

„Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" klang es zurück.

Knatternd rollte der Wagen über das kleinköpfige Pflaster davon.

Helmer stand noch eine Weile und blickte in der Richtung, in der Carlotta verschwunden war. Das kleine Reiseabenteuer war vorüber und mehr als wahrscheinlich, daß er die hübsche kleine Carlotta überhaupt nicht wiedersehen würde. So ging es ja meist mit Reisebekanntschaften. Wahrscheinlich wurde sie von ihren Verwandten gut aufgenommen, und es war anzunehmen, daß sie sich bald nicht mehr an den Reisegefährten erinnerte.

Der Gepäckträger trat an ihn heran.

„Einen Wagen, Herr?"

Helmer nickte, stieg in eine der kleinen, leichten Droschken und ließ seinen Handkoffer aufladen; das große Gepäck wollte er am folgenden Tage abholen lassen. Er wieß den Kutscher an, über die Via Nazionale und Piazza Venezia zu fahren und dann durch den Korso, obgleich das ein Umweg war. Es war ein milder Abend, und es freute ihn, durch die erleuchteten, großen Straßen zu fahren, darin das Leben allerdings schon abzuflauen begann. In der Via Nazionale lärmten noch die rotlackierten Tramwagen, Autos huschten vorüber, Droschken klapperten vorbei. Die Trams klingelten, die Autos ließen ihre Hupensignale ertönen und die Kutscher schrien ihr warnendes „Eop". Zeitungsjungen liefen und riefen mit gellenden Stimmen ihre Zeitungen aus.

Digitized by Google

Ganz wie früher war alles, genau so, als habe er gestern erst Rom verlassen, um heute dahin zurückzukehren.

Als im Korso plötzlich aus einer Nebenstraße ein Fuhrwerk herausfuhr und der Kutscher von Helmers Wagen kurz abstoppen mußte, glitt das Pferd auf dem schlüpfrigen Pflaster aus und stürzte. Es war ein steifes, altes Tier; Decken mußten untergelegt werden, und die Bemühungen, es wieder auf die Beine zu bringen, konnten längere Zeit dauern. Da stieg Helmer aus, zahlte dem Kutscher einen reichlichen Fahrlohn, nahm seinen Koffer in die Hand und ging zu Fuß weiter.

Ein halbwüchsiger Junge trat vor ihn und bat, den Koffer tragen zu dürfen, und Helmer übergab ihn. Als er eben weitergehen wollte, fühlte er eine Hand auf der Schulter und hörte eine tiefe Stimme: „Helmer? ... wahrhaftig, er ist's!"

Sich umwendend, sah Helmer einen großen, hageren Herrn in offenem grauen Überzieher, darunter man das gestärkte Frackhemd sehen konnte, mit glänzendem Zylinder auf dem Kopf vor sich und erkannte Paul Koller. Sie schüttelten einander die Hand.

„Erfreut, Sie zu sehen," sagte Helmer.

„Erfreut, daß Sie noch leben. Niemand konnte das bestimmt behaupten, sogar Ihre alte Christa nicht, bei der ich mich vor etwa vierzehn Tagen erkundigte. Sie waren schwer krank in Kairo, wie sie mir erzählte, mehr wußte sie nicht."

„Nun, jetzt bin ich ja wieder hier."

„Das wird alle Ihre Bekannten freuen," meinte Koller freundlich.

Koller sprach sehr langsam und etwas gedehnt. Er war Deutscher, hatte aber sein ganzes Leben mit kurzen Unterbrechungen in Rom verbracht, wo sein Vater sich

Digitized by Google

niedergelassen, nachdem ihm seine Frau, eine Engländerin, mit einem englischen Reverend davongelaufen war. Koller sprach Englisch, Italienisch und Deutsch fast gleich geläufig, aber alle drei Sprachen langsam und gedehnt. Er war groß und erschien mit seinen breiten Schultern und starken Gliedern schwerfällig. Auffallend war der kleine Kopf und scharfe Gesichtszüge mit kleinen, grauen Augen, die noch kleiner erschienen, weil er sie gern kniff. Er ging immer gut gekleidet und verkehrte in allen besten Kreisen Roms, sowohl der einheimischen, wie der internationalen Gesellschaft. Da er unterhaltend, witzig und immer gut unterrichtet war, sah man ihn überall gern; er galt gleichsam als bestunterrichtetste Zeitung Roms. Koller wußte immer alles ganz genau, und, wie sich später fast immer herausstellte, beurteilte er alles richtig. Daß er seine Berichte gern mit etwas Bosheit würzte, machte sie gewissen Leuten nur schmackhafter.

„Ja, man wird sich freuen," wiederholte er. „Alle fragten häufig nach Ihnen, wollten wissen, was während des Krieges aus Ihnen geworden ist."

„Wer denn? Wüßte nicht, wer sich dafür interessieren sollte."

„Oh — ah, da kann ich Ihnen eine ganze Menge nennen. Erinnern Sie sich an den kleinen Tregonda, der hatte Sie doch sehr gern, nicht wahr? Und dann der alte Oberst Wardrupp, der so viel bei Ihrer Frau Mutter verkehrte. Er ist seit Kriegsende wieder hier. Er hatte den Krieg an der Front mitmachen wollen, sie verwendeten den alten Gichtiker aber anders, worüber er noch jetzt erbost ist. Ja, nun und dann vor allem die Wendelins."

Helmer blieb unwillkürlich stehen.

„Ah, sind Wendelins wieder in Rom?"

„Ja. Sobald es möglich wurde, kamen sie. Er findet,

Digitized by Google

daß nirgends sonst das Dasein lebenswert ist und hat Angst, daß er irgendwo anders sterben und begraben werden könnte. Sie wohnen wieder in ihrer Villa draußen am Tiber, dazu mußte er allerdings sein eigenes Haus der italienischen Regierung abmieten."

„Wieso?"

„Nun, das deutsche Eigentum in Italien ist doch beschlagnahmt."

„Auch das Privateigentum? Aber das war doch in der ganzen Welt durch das Völkerrecht garantiert."

Koller schmunzelte: „Freilich, damit hat man in Versailles gründlich aufgeräumt."

„Das ist ja Raub," empörte sich Helmer, der von den Paragraphen des Versailler Diktates noch wenig erfahren hatte.

Koller hob die breiten Schultern und sagte: „Hier nennen sie es nach berühmtem Muster Reparazione. Wissen Sie, lieber Helmer, einem häßlichen Kinde muß man einen hübschen Namen geben. Je unschöner das Kind, umso anziehender muß der Name sein. ‚Reparazione', das klingt so friedlich und — ehrlich."

„Wie geht es Wendelins sonst?"

„Ganz gut. Er hatte ja glücklicherweise, als es mit Italien und seiner Bundesgenossenschaft brenzlich wurde, sein Vermögen von den italienischen Banken fort und nach der Schweiz hinüber genommen, wo sie damals den Sommer verbrachten. Bei ihm handelt es sich deshalb nur um das Haus und die Einrichtung. Alles ist von der Sequestur numeriert. Gemütlich — was? Sogar seine Arbeiten, seine eigenen Werke gelten vorläufig als Eigentum des italienischen Staates. Wenn Wendelin darauf zu sprechen kommt, wird er wild, und ich warne Sie. Sie sind ja Engländer."

Digitized by Google

Helmer vermied es, Koller darüber anderer Meinung werden zu lassen, denn der verkehrte viel in englischen Kreisen, auch mit Angehörigen der englischen Botschaft, und er wünschte nicht, daß die Engländer vorzeitig davon Wind bekamen, daß er wieder Deutscher werden wollte.

Sie kamen jetzt, nachdem sie die Piazza Colonna überquert, an die breiteste Stelle des Korso, wo auf dem Trottoir vor dem Café Aranjo an kleinen Marmortischchen eine Menge Leute saßen und, von elektrischem Bogenlicht grell beleuchtet, schwarzen Kaffee tranken und Süßigkeiten verzehrten. Man sah darunter auch Damen mit kostbarem Pelzwerk um die Schultern und phantastischen Hüten. Koller wies mit einer Kopfbewegung dahin.

„Sie werden unser altes sittenstrenges Rom merkwürdig verändert finden. Rom ist jetzt wie eine Schachtel, die man tüchtig geschüttelt hat, so daß der Inhalt gründlich durcheinander kam, das unterste zu oberst. Die neuen Reichen machen sich in Rom aufdringlich bemerkbar, mehr noch als anderswo. Vor Aranjo setzten sich früher höchstens ein paar Ausländerinnen hin, was Sie jetzt da sehen, sind Italienerinnen der neuesten Sorte; ihre Automobile halten auf der Piazza Colonna. Früher waren es andere Volksgruppen, die demonstrierten oder gelegentlich Skandal machten, jetzt tun das junge Leute aus den besten Familien Roms — die sich Faszisten nennen. Ja—a, die Welt ist upside down."

Langsam schritten sie weiter. Hinter ihnen her ging der Junge, der Helmers Koffer trug. Er hatte sein Halstuch zu einem Kranz zusammengedreht, den auf den Kopf gelegt und den Koffer darauf gesetzt, so trug er ihn nach italienischer Manier mühelos. Er hätte mit dem ihm anvertrauten Gut leicht verschwinden können, denn Helmer hatte sich noch kein einziges Mal nach seinem Eigentum

Digitized by Google

und seinem Träger umgeschaut, aber der Junge war vielleicht ehrlich, vielleicht hielt er Helmer für einen Engländer und wußte, mit Engländern war nicht gut Kirschen essen.

Koller erzählte weiter von den verschiedenen Veränderungen, die sich seit dem Kriege im Leben Roms zeigten. Helmer hörte nur halb zu. Er war gar nicht erfreut gewesen, Koller, den er nicht besonders mochte, als ersten Bekannten zu treffen, als er kaum den Fuß auf römischen Boden gesetzt. Aber nun wollte er doch noch mehr von Wendelins erfahren. Als Koller eine Pause machte, um sich eine Zigarette anzuzünden, sagte Helmer: „Daß die Wendelins da sind, freut mich doch sehr. Sie werden die ersten sein, die ich aufsuche."

„Ja, tun Sie das, aber ich sage Ihnen voraus, mein Lieber, daß Sie sich rettungslos in die kleine Fricka verlieben werden. Ein ganz entzückendes Geschöpf hat sich aus dem kleinen Kobold entwickelt. Wissen Sie, wenn ich nicht gerade ich wäre und schon über die Vierzig hinaus, in die verliebte ich mich auch."

„Und — Lisa?"

„Ah — die Lisa — prima, prima! Sehr vornehm und immer recht liebenswürdig, wenn auch gegen mich — weiß nicht warum — immer ein bißchen ... ich weiß nicht wie. Ich glaube, mich mag sie nicht. Aber sie ist ja — wissen Sie das? — verheiratet ..."

„Verheiratet?" fragte Helmer schnell.

„... gewesen," beendete Koller seine Worte. „Es war eine Kriegsehe, die kaum Ehe genannt werden kann, meine ich. Sie wurden getraut, dann ging der Mann ins Feld und kam nicht wieder."

Helmer überlegte, wer der Mann gewesen sein konnte. Koller ließ ihn darüber nicht lange im unklaren.

Digitized by Google

„Dafür ist sie jetzt 'ne Gräfin," berichtete er weiter. „Gräfin Strackwitz, das klingt doch nach was — nicht wahr? Aber das paßt zu ihr, fügt sich sozusagen zu ihrer Erscheinung. Hat doch immer so was Prinzessinhaftes an sich gehabt, die Lisa Wendelin."

Helmer erinnerte sich eines blonden jungen Mannes, der vor dem Kriege einen Krankenurlaub — er hatte sich bei einem Sturz auf dem Rennplatz das Bein gebrochen gehabt — in Rom verbrachte und der damals erst Siebzehnjährigen den Hof gemacht hatte. Ein netter, frischer aber herzlich unbedeutender Junge, der jedoch gewiß ein guter, tapferer Soldat gewesen war. Den hatte Lisa geheiratet. Unwillkürlich schüttelte er den Kopf.

Sie waren nun bis an die Via della Vite gekommen, durch die Helmer auf kürzestem Wege zu seiner Wohnung in der Bocca di Leone gelangen konnte. Er blieb stehen, sich von Koller zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen," sagte dieser. „Man wird Sie ja wohl bei den Wendelins treffen, nicht wahr? Die empfangen jetzt abends öfters wieder und da findet man manche alte Freunde. Auf Wiedersehen."

Helmer ging die dunkle, enge Via della Vite hinunter, die keinen Bürgersteig hat und den Rinnstein in der Mitte. Der Junge mit dem Koffer folgte ihm. Als er in die Via Bocca di Leone einbog und den kleinen Platz vor dem Hotel d'Angleterre überquerte, war ihm wieder zumute, als sei er erst gestern hier vorbeigegangen. Und da stand endlich das Haus. Ein schönes Bauwerk, ein sogenannter Palazzo mit breiter Einfahrt. Die war noch erleuchtet und der Pförtner, mit betreßter Mütze, stand davor. Es war noch derselbe, den Helmer kannte, und er erkannte ihn auch sofort, erstaunt, daß der Signor Barone zu Fuß ankam. Er begrüßte ihn mit lebhafter Freude, es

Digitized by Google

fehlte wenig, so hätte er den Heimkehrenden umarmt; Tränen traten in seine Augen, als er sich veranlaßt fühlte, Helmers Mutter zu erwähnen.

Helmer drückte dem Mann die Hand, entlohnte den Jungen, der glückstrahlend davontrollte, dann schritt er langsam die schöne Marmortreppe hinauf. Seine Wohnung lag im zweiten Stock.

Oben empfing ihn Christa, die treue Dienerin der Mutter. Christas altes Gesicht war bleich; sie konnte kein Wort sagen, so bewegt war sie, nur beide Hände streckte sie dem Heimkehrenden entgegen. Er umarmte und küßte sie, die ihn einst auf den Armen getragen.

„Meine gute, alte Christel, es war mir immer ein großer Trost, daß ich dich doch hier noch finden würde."

Sie hatte ihm ein Mahl bereitet. Während er in dem behaglichen, mit schönen alten Möbeln ausgestatteten Speisezimmer an dem kleinen runden Tisch saß und speiste, ging Christa ab und zu. Jetzt konnte sie wieder sprechen und erzählte ihre Kriegserlebnisse und Nöte. Man hatte sie zuerst als Deutsche ausweisen wollen, aber die Gnädige habe sie als Dänin ausgegeben, was die italienischen Behörden — weil die Gnädige eine Engländerin war — auch gelten ließen.

„Mein Heimatdorf ist noch heute deutsch," sagte sie. „Bei uns, bei Flensburg, da haben sie doch alle deutsch gewählt, wie mir mein alter Bruder geschrieben hat. Und deutsch wollen sie auch bleiben."

Nachdem sie ihm darauf von der letzten Krankheit seiner Mutter und ihrem sanften Tod erzählt, brachte sie ihm noch Kaffee und zog sich zurück. Jetzt erinnerte er sich wieder an Carlotta.

Wie erstaunt die alte Christa wohl gewesen wäre, wenn er das hübsche junge Mädchen ins Haus gebracht hätte.

Digitized by Google

Erfreulich wäre es doch gewesen, wenn die Kleine ihm jetzt da an dem runden Tischchen gegenübergesessen wäre. Armes kleines Ding!

Er versuchte sich auf den Namen zu besinnen, den der Diener genannt. Er war nicht sicher, er erinnerte sich wohl an Arata oder Areda, aber er kannte niemanden dieses Namens in Rom.

Am folgenden Tage hatte Helmer in Nachlaßangelegenheiten auf der englischen Botschaft zu tun und in Steuersachen bei den zuständigen italienischen Behörden. Es nahm das längere Zeit in Anspruch, als er angenommen hatte, und er war danach sehr ermüdet. Es zeigte sich doch, daß seine körperlichen Kräfte noch nicht widerstandsfähig genug waren. Während er durch die Straßen gegangen, hatte er unwillkürlich jedem jungen Mädchen ins Gesicht gesehen, ob es nicht etwa Carlotta war; in Rom begegnete man ja so leicht einander wieder, aber Carlotta sah er nicht mehr.

Warum hatte sie ihm ihren Familiennamen nicht genannt? Sie wollte ihn offenbar nicht nennen. Auch nicht den Namen des Onkels — Helmer nahm an, daß es ein Onkel sei —, zu dem sie reiste. Nachträglich erschien ihm das auffällig. War da etwas zu verbergen gewesen, oder hatte sie es nur aus Scheu und vielleicht anerzogener Zurückhaltung getan? Diese Gedanken beschäftigten ihn. Hatte sie nicht die Wahrheit gesagt, als sie von einem Verwandten gesprochen hatte? War das junge Ding vielleicht genötigt gewesen, eine Stellung anzunehmen und hatte sich gescheut, dies einem Fremden einzugestehen. Damit ließe sich wohl erklären, daß sie allein gereist war. Verwandte, die einen Kammerdiener hielten, würden sie gewiß von Neapel abgeholt oder wenigstens für

Digitized by Google

Begleitung gesorgt haben. Aber was ging ihn das schließlich an.

Erst am zweiten Tag nach seiner Ankunft führte er seine Absicht aus, Wendelins aufzusuchen. Es war ein schöner, warmer Tag, ein richtiger, sogar etwas schwüler, römischer Vorfrühlingstag. Als Helmer an der Ponte Margherita einige Augenblicke stehen blieb, sah er, daß von den Albaner Bergen her ein Gewitter heranzog. Gewaltige Wolkenballen türmten sich um den Monte Cavo auf, der nicht mehr zu sehen war.

Langsam ging er am Tiber entlang. Er war müde. Die schwüle, weiche, erschlaffende römische Luft wirkte auf seinen noch geschwächten Körper. Von weitem erblickte er die Villa Wendelin; das bräunlichgrüne Dach aus Majolikaziegeln glänzte in der Sonne. Die Bäume im Garten, der sich von der Höhe des Ufers bis an das Wasser herabzog, bis zu einer Stelle, wo der Strom von Kaimauern nicht mehr eingeengt war, erschienen ihm höher, sie mußten gewachsen sein, seit er fort war.

Zuerst ging er an neueren Gebäuden vorbei; meist Atelierhäusern, dann hörten die Häuser ganz auf. Es wurde so einsam, als läge die Stadt weit zurück. Auf der staubigen, schlecht gehaltenen Straße, wo an den Rändern Gras sprießte, kamen ihm einige mit Steinen beladene zweiräderige Karren entgegen, die von Maultieren gezogen wurden. Die Kutscher gingen hinter dem letzten Karren und ließen ihre Tiere allein ihres Weges ziehen.

Als er sich dem festen Gartentor der Villa näherte, bellte ein Hund, und er sah hinter dem Gitter einen wolfsgrauen deutschen Schäferhund stehen, der ihn ernst und drohend ansah, aber nun, da er nahe gekommen, zu bellen aufhörte, die Nase hob und nach ihm witterte.

Digitized by Google

Nachdem Helmer die Glocke gezogen, kam vom Hause her ein Mann, in dem er den Gärtner Romeo erkannte. Der freute sich, ihn wiederzusehen, das sah man seinem braunen Gesicht an. Ja, der Herr sei zu Hause, sagte er, er werde sich freuen, das glaube er. Es sei gut, daß die Deutschen nun wieder nach Rom zurückkämen, das freute sie alle. Er wußte, daß Helmer mit seiner Herrschaft verwandt war, und nahm deshalb an, auch Helmer sei Deutscher.

Als sie sich dem Hause näherten, kam um die Ecke eine schwarze, gelbgezeichnete Schäferhündin gejagt, die ihnen bellend entgegenstürzte. Helles Rufen erscholl hinter ihr her, und fast zärtlich sagte Romeo: „Ecco la signorina!"

Dann kam ein junges Mädchen in flatterndem, weißen Kleid laufend um die Hausecke, rötlichblonde Locken wehten um ihr erhitztes, noch kindlich gerundetes, reizendes Gesicht. Sie schrie aus Leibeskräften: „Hierher, Witte! Zurück, Witte!"

Hinter ihr her galoppierten tolpatschig zwei Welpen, und als sie nun stutzte und bei Helmers Anblick stehen blieb, verbissen sich die beiden kleinen Kerle in ihren Rocksaum.

„Ach — Sie sind doch nicht ...? Ja, wahrhaftig, Vetter Manfred!"

Mit ausgestreckter Hand kam sie auf ihn zu: „Grüß Gott! Wir haben uns ja so gefreut, als wir hörten, daß Sie wieder da sind, so gefreut! Der Koller kam gestern abend noch, er brachte die frohe Mär. Sie sind also auch wieder da, Mister Helmer."

Sie schüttelte ihm kräftig, in etwas burschikoser Art, die Hand und lachte ihn dabei strahlend an.

Helmer hatte sofort Fricka erkannt, die er zuletzt als entzückendes aber etwas unbändiges zehnjähriges Mädel-

Digitized by Google

chen gesehen hatte; damals hatte sie ihn stets im Scherz „Mister Helmer" genannt; das hatte sie also nicht vergessen.

„Ja, ich bin nun auch wieder da," sagte er. „Hoffe, bei euch ist alles gesund."

„Uns fehlt nichts." Sie lachte. „Na, Papa wird sich freuen und ... fort, Tor! Willst du loslassen, Wotan!" schrie sie die jungen Hunde an, die an ihrem Rock zerrten. „Die Viecher bringen mich noch um! Warten Sie, Vetter Manfred, ich schaffe sie erst weg, sperr sie ein, vorher geben sie keine Ruhe. Oder, warten Sie nicht, gehen Sie hinein, Sie wissen ja ... und im Gartensaal ist gewiß der Papa oder die Lis' und ... ich komme auch gleich."

Sie rief die Hunde und lief davon, von den Welpen und der Hündin gefolgt, während der graue Schäferhund neben Helmer stehen blieb. Der Gärtner hatte sich schon vorher entfernt, und Helmer, der die Eingänge ins Haus kannte, schritt langsam zur Veranda, gefolgt von dem Hund.

Auf der Veranda fand er niemand, auf dem großen Tisch stand eine Vase mit frischen roten Rosen, daneben lagen eine Handarbeit, ein Buch und ein Zeißglas.

Als Helmer den Gartensaal betrat, sah er dort am Mitteltisch eine schlanke Gestalt in silbergrauem Kleide stehen, damit beschäftigt, rote Rosen in eine Vase zu ordnen. Er wußte, daß es Lisa war, obgleich sie größer erschien und er sie, aus dem grellen Sonnenlicht kommend, im Dämmern des Zimmers nicht deutlich sehen konnte. Da hob sie den Kopf, sah ihn mit ihren schönen, tiefblauen Augen überrascht an und die Rosen entfielen ihren Händen.

„Vetter — Manfred?" sagte sie langsam mit klarer, weicher Stimme.

Digitized by Google

Dabei trat sie zwei Schritte auf ihn zu und nun sah er sie erst deutlich. Sie war ein wenig voller geworden, fraulicher, der Mutter ähnlicher. In weichen, glänzenden Wellen legte sich ihr dunkelbraunes Haar um die zarten Schläfen. Ihr Gesicht war sehr hell, die Wangen nur ganz sanft gerötet, alles an ihr sehr zart und schön. Es war für ihn wie eine Offenbarung, sie zu sehen; er konnte kein Wort sagen, blickte sie nur an. Etwas von dem, was in ihm vorging, schien nun auf sie überzugehen, sie errötete langsam unter seinem Blick. Dann streckte sie ihm beide Hände entgegen: „Wie ich mich freue! Wie ich mich freue!" sagte sie herzlich.

Nun ergriff er ihre Hände, beugte sich herab und küßte beide. Ihm war dabei fast zumute, als müßte er in Tränen ausbrechen, so sehr erschütterte ihn das Wiedersehen mit Lisa, ein Wiedersehen, wie er es nicht erwartet hatte, darauf er nicht vorbereitet gewesen war.

„Ich bin mit den Nerven doch noch recht herunter," dachte er, mit der ihn selber in Erstaunen setzenden Ergriffenheit kämpfend. Mühsam sagte er: „Ich freue mich auch — so sehr."

Da wurde die Türe zum Nebenzimmer geöffnet und in ihrem Rahmen erschien Wendelins mächtige Gestalt. Er hielt eine große Meerschaumpfeife in der einen, ein Blatt Papier in der anderen Hand.

„Du, Lis', da schreibt mir ..." begann Wendelin, da bemerkte er, daß außer Lisa noch jemand im Zimmer war, und sah unter den buschigen grauen Brauen hervor scharf zu Helmer hin, ohne ihn gleich zu erkennen, da er etwas kurzsichtig war.

„Wer ist denn da? Wer ..."

„Vetter Manfred, Papa!"

„Ei du ... da soll doch ... ja, grüß Gott, mein Junge!"

Digitized by Google

Er breitete die Arme aus, und Helmer, der ihm entgegengegangen war, mußte sich von ihm umarmen lassen, fühlte wieder, daß er gerührt wurde, weil er ein so herzliches Willkommen nicht erwartet hatte.

Nun stürmte Fricka über die Veranda herein, und gleichzeitig trat von der anderen Seite Frau Wendelin ins Zimmer.

„Wo ist er? Wo ist er?" schrie Fricka. „Ach, Vetter Manfred, Sie müssen uns erzählen, wie es Ihnen ergangen ist, wir wissen ja noch gar nichts. Haben Sie in Afrika gegen die ‚nasty Germans' gekämpft?"

Darauf konnte er nicht antworten, weil er Frau Wendelin begrüßte, die ihm, als er sich über ihre Hand beugte, sie zu küssen, mit einer mütterlichen Bewegung den Arm um die Schulter legte. Sie dachte daran, daß er während des Krieges seine Mutter verloren hatte und nun in ein verwaistes Heim zurückgekehrt war und auch daran, daß er jetzt eigentlich keinen Menschen auf der Welt besaß, der ihm nahe stand, der ihn erwartet und seinem Kommen entgegengesehen hatte. Seinen deutschen Verwandten war er entfremdet, in England hatte er keine, und seine Mutter war das einzige Kind ihrer Eltern gewesen, ihre Verwandtschaft stand ihm fern.

Frau von Wendelin war eine große, schöne Frau mit frischem, noch jugendlichen Gesicht, dazu ihr zwar ergrautes aber volles und glänzendes Haar eigentümlich wirkte. Ihr vornehmes Aussehen war ungewollt, es war ihrem Wesen natürlich, ihr angeboren und hatte nichts mit Adelstolz oder überhaupt Stolz zu tun. Es war Vornehmheit der Seele, die aus der ganzen Persönlichkeit sprach, die nicht abstieß oder einschüchterte, sondern im Gegenteil die meisten Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, bald wünschen ließ, sich dieser Frau anvertrauen

Digitized by Google

zu dürfen, falls sie etwas auf dem Herzen lasten fühlten oder im Gewissen trugen, das sie bedrückte. Und wenn sie solchem Wünschen nachgaben, wurden sie nie enttäuscht. Jedenfalls hörte sie Frau Wendelin mit ungemachter, herzlicher Teilnahme an und manchmal, ja meist, konnte sie helfen. Schon der Wunsch, es zu tun, war Hilfe. Oder sie gab wenigstens einen guten Rat, verstand auch eine Angelegenheit, die recht schlimm oder trostlos aussah, in eine neue Beleuchtung zu rücken, wodurch sie ein anderes Ansehen gewann. Sogar Menschen, die Frau Wendelin nur flüchtig kennen gelernt, spürten oft den Wunsch, sich ihr anzuvertrauen. Wenn sonst in der Welt guter Rat teuer ist, bei Frau Wendelin war er billig zu haben, und sie drängte ihn nie auf, sie verlangte durchaus nicht, daß man ihn befolgte, und gab ihn gern in solcher Weise, daß der Beratene später der Meinung war, er selber sei auf den guten Gedanken gekommen, nachdem ihn allerdings Frau Wendelin angedeutet.

So war sie, und ihre Tochter Lisa war im Wesen, und nicht nur äußerlich, ihr ähnlich. Nur war sie noch zu jung, um mütterlich sein zu können, oder um Rat angegangen zu werden.

Auf den ersten Blick sah sie, daß Helmer wohl von schwerer Krankheit hergestellt, aber noch leidend war und es dringend brauchte, ein wenig verwöhnt, verhätschelt und bemuttert zu werden.

„Fricka, bestelle den Tee auf die Veranda," sagte sie gleich, und weil sie meinte, daß ihre Jüngste mit ihrer lärmenden Begrüßungsfreude Helmer erregen konnte, gab sie ihr zu tun. „Sieh, daß Amalie gute Butterbrötchen macht, Kind, ja? Sei lieb."

Dann saßen sie um den großen Tisch auf der Veranda, friedlich, behaglich und ganz wie einst.

Digitized by Google

Als Fricka vorwitzig ihre Frage wiederholte, ob Vetter Manfred in Afrika gegen die „nasty Germans“ gekämpft habe, sagte ihre Mutter ernsthaft: „Fricka, frage doch nicht so; das hätte er nie getan.“

Unwillkürlich blickte er darauf Lisa an, die gleichzeitig zu ihm hinübersah, ihre Blicke begegneten sich. Dann sagte er bestimmt: „Nein, das hätte ich nie getan. Ich kam glücklicherweise nicht in die Lage, dies offen verweigern zu müssen, es wäre mir auch wohl schlecht bekommen.“

Darauf erzählte er schlicht und sachlich seine Erlebnisse, erwähnte das Mißtrauen, das die englischen Behörden ihm von Anfang an, ehe er noch etwas getan, es zu verdienen, entgegengebracht. Er erzählte von dem eintönigen, geisttötenden Leben in dem großen Konzentrationslager, zu dessen Überwachung nicht gerade die besten Elemente des Engländertums ausgesucht worden waren. Er sprach von den Leiden der Gefangenen, darunter sich Männer von hoher Bildung befanden, deren Empfindungen absichtlich verletzt, deren Ehrgefühl in raffiniert grausamer Weise in den Staub getreten worden, wogegen er machtlos gewesen sei. Aber in mancher Beziehung habe er den Gefangenen doch hier und da Erleichterung verschaffen können, was ihm Trost gewährte.

„In Bloomfontein,“ endete er seinen Bericht, „habe ich mich oft bis in den Grund meines Herzens geschämt, englischer Staatsangehöriger zu sein. Ich hätte vorher nie geglaubt, daß sich Engländer so kleinlich boshaft, so rachsüchtig gegen Wehrlose benehmen könnten. Ich war froh, mit ihnen nicht eines Blutes zu sein.“

„Ja, da hast du sie mal gründlich kennen gelernt,“ bemerkte Wendelin. Dann fragte er: „Was willst du nun tun?“

Digitized by Google

„Engländer kann und mag ich nicht bleiben. Ich will sobald wie möglich wieder Deutscher werden."

„Bravo!" rief Fricka.

„Aber ich bitte euch, davon nicht zu sprechen, zu niemandem. Mamas Vermögen befindet sich zum Teil in England, zum Teil hier in Rom, das möchte ich zunächst sichern und auf Umwegen nach Deutschland bringen."

Wendelin schüttelte den Kopf. „Ich rate zur Schweiz oder Holland. In Deutschland ist zurzeit und noch auf lange hinaus nichts vor dem Zugriff der Entente sicher. Auf Bitten meiner Frau hatte ich im Frühjahr 1915, als es immer klarer wurde, daß Italien sich von der Entente kirren ließ, trotz der Garantie, die das Völkerrecht seligen Angedenkens allem Privateigentum bot, alles, was ich hier auf italienischen Banken hatte, nach der Schweiz überweisen lassen. Glücklicherweise. Dort ist es und dort bleibt es, bis wir in Deutschland wieder Zustände haben, die Gewähr für die Sicherheit des Eigentums eines jeden Deutschen geben. Ich entziehe es Deutschland nicht, im Gegenteil, ich verhindere, daß Räuberhände irgendwelcher Art danach greifen können. Deutschland ist jetzt wie ein Geldschrank, zu dem jeder der sogenannten Sieger einen Schlüssel hat und sich nehmen kann, was er will."

Wendelin betonte das hart und ernst, strich sich dabei über den langen grauen Bart, der ihm das Ansehen eines Patriarchen gab, unter buschigen Brauen funkelten zornig seine klaren, merkwürdig jung blickenden Augen.

„Da haben Sie wohl recht, Wendelin," sagte Helmer. „Ich weiß noch nicht, wie die Lage ist, ich bin noch gar nicht unterrichtet. Überdies wird ja einige Zeit vergehen, bis ich mich umnationalisieren kann. Soviel ich weiß, muß man zwei Jahre ständig in Deutschland gewohnt haben,

Digitized by Google

um Deutscher werden zu können. Und wo soll ich denn da hin? Am liebsten bliebe ich in Rom."

„Es hat ja auch keine Eile mit Ihrer Umnationalisierung," meinte Frau Wendelin, „Hauptsache ist, daß Sie deutsch fühlen, lieber Manfred, daß Sie Ihr deutsches Herz entdeckt haben."

„Ja, das ist es. Gleich, nachdem ich erfuhr, daß England den Krieg erklärt hatte, fühlte ich es. Es geschah nicht aus Groll, nicht etwa, weil mich die Engländer schlecht behandelt haben, daß ich nun wieder deutsch werden will, nein, es ist ... nun ja ... ich habe während des Krieges eingesehen, daß ich trotz der Staatsangehörigkeit kein Engländer bin. Ich muß meinem Onkel Wilhelm recht geben, der mir oft sagte, aus einem preußischen Junker könne nie ein Engländer werden."

Dieser Onkel Wilhelm war der Bruder von Manfreds Vater und hatte es diesem sehr verdacht, es ihm nie ganz vergeben, daß er sich von seinem Vaterland abgewandt hatte. Bei ihm war Manfred als halbwüchsiger Junge zweimal zu Gast gewesen und hatte sich mit dessen gleichaltrigen Söhnen befreundet.

Kaum hatte Helmer jetzt diesen Onkel erwähnt, als Wendelin die Faust hart auf den Tisch setzte.

„Der Onkel Wilhelm! Da fällt mir ein, daß ich einen Brief von ihm an dich bei mir liegen habe, Manfred. Du weißt doch, daß er seine beiden Söhne verloren hat?"

„Beide Söhne? Nein, ich habe nichts davon erfahren. Beide — Hans und Willi? Sind sie gefallen?"

„Der Ältere fiel vor Verdun, der andere kam schwer verwundet heim; sie hatten ihn fast gesund gepflegt, da erlag er einem Rückfall. Nun hat er an dich gedacht, Manfred. Danach stehst du ihm wohl am nächsten von allen der jüngeren Generation, soviel der Krieg davon

Digitized by Google

übriggelassen hat. Er wußte nicht, wo dich ein Brief erreichen könnte, da hat er an mich geschrieben und einen für dich eingelegt. Wenn du mitkommen willst, gebe ich ihn dir gleich."

Das Gewitter, das Helmer über den Albaner Bergen hatte stehen sehen, kam jetzt herangezogen. Gerade als Wendelin und Helmer sich erhoben, um in des Bildhauers Arbeitszimmer zu gehen, grollte der erste Donner. Schwarz zog es über die Stadt herüber, während über der Villa Wendelin noch blauer Himmel lag und die Sonne schien.

Lisa sah den Herren sinnend nach. Was mochte in dem Briefe stehen? — Von Onkel Wilhelm hatte Manfred früher zuweilen gesprochen, weil dieser Verwandte, dessen Frau und Kinder die einzigen Deutschen in der Familie waren, die er gut kannte und die ihm nahe standen. Wollte der Onkel, daß Manfred nun zu ihm kam? Es war ja auch eine Tochter da. Vielleicht wünschte der Onkel, daß Manfred die Tochter heiratete, um dann das Gut zu übernehmen.

Lisa runzelte die feinen Brauen. Nein, sie glaubte nicht, daß Manfred sich darauf einlassen würde.

Da sagte Fricka: „Hoffentlich will der Onkel nicht, daß Manfred nun zu ihm kommt und seine Sandklitsche übernimmt. Das wäre nichts für ihn. Schade, wenn er von Rom wegginge. Redet ihm nur nicht zu sehr zu, wenn die Vermutung richtig ist."

Ohne Frickas Ansichten zu beachten, sagte Frau Wendelin: „Er sieht noch sehr angegriffen aus, kaum zum Wiedererkennen. Er muß schwer krank gewesen sein."

„Na, Typhus erst und dann Blinddarm, das ist genug," meinte Fricka. „Seht doch, wie das blitzt! Jetzt kommt es aber!"

Digitized by Google

Da rauschte ein Platzregen herunter und gleichzeitig kam jemand unter einem Regenschirm neben Romeo her auf das Haus zu. Dolf, der graue Schäferhund, bellte heftig und unwillig unterhalb der Veranda.

„Das ist die Forli, ich merke es an Dolfs Bellen," sagte Fricka. „Merkwürdig, wie antipathisch sie ihm ist."

Gleich darauf kam mit triefendem Schirm Signora Margherita Forli, geborene Grete Lauer, die Verandatreppe herauf.

„Da hat es mich doch noch erwischt," rief sie atemlos. „Guten Tag — guten Tag allerseits! Als ich an der Ponte Margherita war, dachte ich, ich komme noch trocken her und — puh — gelaufen bin ich. Glücklicherweise war euer Romeo gerade am Tor und machte mir auf."

Frau von Wendelin begrüßte sie in ihrer liebenswürdigen Weise. Fricka nahm ihr Schirm und Handtäschchen ab, Lisa goß ihr eine Tasse Tee ein und Fricka sagte: „Schade, daß Sie nicht zehn Minuten früher kamen, Frau Forli, da waren noch einige Brötchen da, die ich aufgegessen habe."

Sie freute sich, sie verzehrt zu haben.

„Laß schnell noch welche machen," gebot Frau Wendelin. Die Forli wehrte ab.

„Nein, nein! Bitte nicht! Ich möchte schon, aber ich darf und will nicht! Ich werde so schon zu dick. Ein paar Biskuitchen, danke, ja sehr gern. Haben Sie schon gehört, daß Manfred Helmer wieder hier ist?"

„Ja, er kam heute zu uns."

„Ach, ist er noch da? — Ja! Na, bin ich doch gespannt. Wo hat er denn den Krieg mitgemacht, der Engländer?"

Fricka schwebte es auf der Zunge: „Gar nicht mehr Engländer!" zu sagen, aber sie biß sich noch rechtzeitig auf die Lippen.

Digitized by Google

„In Afrika," antwortete Frau Wendelin, ohne weiter seine dortige Tätigkeit zu erklären.

„Muß ihm als geborenen Deutschen auch nicht gerade angenehm gewesen sein, auf englischer Seite kämpfen zu müssen," meinte Frau Forli.

Sie war geborene Deutsche, seit zehn Jahren an einen italienischen Advokaten verheiratet, hatte vor dem Kriege viel in deutschen Kreisen verkehrt. Während des Krieges war sie durch und durch Italienerin gewesen und hatte bei jedem günstigen Bericht Cadornas alle Flaggen der Alliierten zu den Fenstern ihrer Wohnung hinausgesteckt. Nach dem Kriege besann sie sich wieder auf ihr Deutschtum und ihr Mann machte glänzende Geschäfte an den Deutschen Roms, die im Interesse ihres gefährdeten, unter Sequestur gestellten Eigentums seine Vermittlung suchten. Er hatte es erreicht, daß Wendelins, wenn auch nur zur Miete, ihr Haus wieder beziehen konnten, wofür ihm Wendelins dankbar blieben. Frau Forli kam oft zu ihnen, wußte immer etwas Neues über die „Angelegenheit". Es war Forlis Prinzip, den Deutschen immer wieder Hoffnung zu geben, daß sie ihr Eigentum zurückerlangen würden, denn dann zahlten sie gern die Spesen und alle sonstigen Auslagen, die seine Bemühungen nötig machten. Dabei unterstützte ihn seine kluge, redegewandte Frau aufs beste. Zu ihr hatten die Deutschen Vertrauen, weil sie ja selber Deutsche war und sie sich stark für die Zurückerstattung deutschen Eigentums zu interessieren vorgab.

Frau Forli war noch jung, ungefähr sechsunddreißig Jahre alt, und sie war hübsch. Sie sah viel mehr wie eine Italienerin aus als eine Deutsche, hatte dunkle Haare, brünette Hautfarbe, eine leichtgebogene Nase und dunkle, lebhafte, zuweilen etwas stechend blickende Augen. Fricka,

Digitized by Google

die sie nicht leiden konnte, behauptete, sie sei Jüdin, obgleich sie katholisch war und täglich in die Messe ging.

Das Gewitter wurde immer heftiger und immer prächtiger. Von der gedeckten Veranda bot sich ein weiter Blick über die Stadt und die Hügel jenseits des Tiber. Das Gewitter entlud sich jetzt über dem Fluß, aber weiter drüben leuchtete die Sonne wieder, was den niederprasselnden Regen goldig färbte. Fast unaufhörlich krachte der Donner und Blitze zuckten aus dem dunklen Gewölk. Aber es war nicht gefährlich, denn bei den heftigen, kurzen römischen Frühlingsgewittern gehört Blitzschlag zu seltenen Ausnahmen. Der Regen erfrischte die Luft, es war nun nicht mehr so schwül; aus dem Garten drang der kräftige Duft nasser Erde auf die Veranda.

Lisa hatte sich an die Brüstung gestellt, während die Forli Frau Wendelin eine lange Geschichte über neue Verhandlungen zwischen der deutschen und der italienischen Regierung über die Herausgabe des deutschen Eigentums erzählte und versicherte, daß sichere Aussicht auf günstige Ergebnisse zu erwarten wären. Lisa mochte nichts mehr davon hören. Denn gewöhnlich folgte den Hoffnungen doch wieder Enttäuschung.

Sie sah in den strömenden Regen und atmete tief die frische Luft ein. Neben ihr stand Dolf, der aus dem Garten heraufgekommen war, lehnte den Kopf an ihre Knie und blickte mit treuen, klugen Augen zu ihr auf. Sie ließ die rechte Hand sinken und legte sie auf den Kopf des Hundes, der auf die Berührung leise mit dem Schweif wedelte. Sie ließ ihre Gedanken zurückwandern zu ihrer kurzen Ehe, die kaum eine Ehe genannt werden konnte. Sie hatte nicht nein sagen können, als Heinz Strackwitz auf seinem ersten kurzen Urlaub in die Schweiz gereist kam und sie zum drittenmal bat, seine Frau zu werden.

Digitized by Google

Sie hatte ihn immer gern gehabt, aber sie hatte ihn nie geliebt. Es war nicht Liebe, sondern eine Art patriotisches Opfer, das sie gebracht, als sie Strackwitz ihr Jawort gegeben und dann sich mit ihm hatte trauen lassen. Sein Urlaub war kurz bemessen gewesen, nur zwei Tage. Dann war er nach Deutschland zurückgereist, um wieder an die Front zurückzukehren. Dann waren seine Briefe gekommen und damit hatte ihre Qual begonnen. Immer hatte sie, wenn sie die knabenhaft klingenden Briefe las, in denen er sie mein Schatz und trautester Engel nannte, die Empfindung, daß diese Briefe an jemand anders gerichtet waren, und immer mehr erkannt, daß ein bißchen Gernhaben nicht genügte, um die Frau eines Mannes zu sein, mit dem man innerlich keine Berührung hatte. Und dann war zu ihrem Entsetzen der Wunsch in ihr aufgetaucht, Heinz Strackwitz sollte nicht wiederkommen. Sie hatte sich dagegen gewehrt, aber was half es, die Angst vor seiner Wiederkehr und seinem nächsten kurzen Urlaub wuchs. Als die Nachricht kam, daß er gefallen sei, daß er nie wiederkehren würde, war ihr zumute, als sei ihr Wünschen daran schuld, und sie hatte sich so außer sich gezeigt, so fassungslos, daß ihre Mutter, die wohl geahnt, daß nicht Liebe Lisa bestimmt, Strackwitz zu heiraten, überzeugt wurde, sich in dieser Hinsicht getäuscht zu haben.

Sie hatte ihn tief und aufrichtig betrauert. Nicht den Gatten in ihm, sondern den jungen, frischen Menschen, der sie geliebt hatte. Nach und nach war es ihr zum Trost geworden, daß sie ihn gleichsam betrogen, als sie seine Frau wurde, denn dadurch hatte sie ihm doch das, wenn auch kurze, Glück gewährt, nach dem er verlangt. Er hatte es ja nie erfahren, nicht geahnt, daß sie ihr Geben so bald bereut.

Digitized by Google

Versunken in diese Erinnerungen stand sie, leise den Kopf des Hundes streichelnd, als die Herren auf die Veranda zurückkamen.

Helmer sah sie dastehen, schlank, aufrecht, den Kopf ein wenig geneigt und ganz übergossen von dem weißlichen, silbernen Regenlicht. Da verharrte er eine Weile im Türrahmen; langsam schlossen seine Hände sich, als wollte er etwas fassen und halten; tief sog er die Luft ein, als müsse seine Brust sich weiten, dem übermächtigen Gefühl Raum zu geben, das ihn durchströmte. Alles um ihn schwand, er sah nur Lisa. Er bemerkte nicht, daß Wendelin auf Frau Forli zugegangen, sie mit einigen liebenswürdigen Worten zu begrüßen, die Anwesenheit dieser Frau war ihm noch nicht bewußt geworden. Da rief sie mit ihrer etwas grellen Stimme: „Ah, da ist ja auch Herr von Helmer! Das freut mich."

Manfred wandte sich um und sah für einen Augenblick ganz geistesabwesend und verständnislos die junge Frau an, die sich erhoben hatte und ihm mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln die Hand entgegenstreckte.

„Sie erkennen mich wohl nicht — wie?"

„Aber natürlich, gnädige Frau," murmelte er und küßte ihr flüchtig die runde, weiße, kurzfingerige Hand. „Mich blendete das Licht."

Frau Forli stellte tausend Fragen, die Helmer so wenig ausführlich wie möglich beantwortete.

„Nun, es war ja immerhin rücksichtsvoll von den maßgebenden englischen Stellen, daß man Ihnen nicht Gelegenheit gab, gegen Deutsche zu kämpfen," meinte sie etwas großspurig, „wenn auch Ihr soldatischer Geist darunter gelitten haben mag."

„Ja, sehr beachtenswert," erwiderte Helmer.

„In Amerika," fuhr sie fort, „hielt man es nicht so, da

Digitized by Google

wurden Deutschamerikaner mit besonderer Vorliebe für den Heeresdienst gepreßt."

„Reden wir nicht vom Krieg," unterbrach Wendelin das Gespräch.

Nun tischte Frau Forli den neuesten römischen Klatsch auf. In solchen Dingen nahm sie es mit Paul Koller auf, fühlte sich ihm sogar überlegen.

„Wissen Sie, daß Oberst Wardrupp wieder in Rom ist?" wendete sie sich an Helmer. „Er erkundigte sich oft nach Ihnen. Damals konnte ich ihm keine Auskunft geben. Er ist ein netter, alter Knabe. War er noch nicht bei Ihnen, Herr Wendelin? Nein, es ist wahr, er sagte, Sie hätten ihn nicht aufgefordert, und da wollte er nicht riskieren, von Ihnen etwa vor die Tür gesetzt zu werden — als Engländer nämlich. Aber ich werde ihn beruhigen. Herr von Helmer ist doch auch Engländer."

Sie redete und redete, Helmer erfuhr so, wer wieder in der Villa Helmer aus und ein ging, denn fast alle wurden erwähnt: der kleine Tregonda, die Marchesa Fetesti, der Violonist Silvio Farnesi und andere Italiener, die auch früher im Hause verkehrt hatten. Von Farnesi wunderte ihn das nicht, da er ja früher so eine Art Adoptivsohn Wendelins gewesen, aber es überraschte ihn, daß Wendelins den Verkehr mit den früheren italienischen Freunden so bald wieder aufgenommen hatten. Das Erstaunen drückte sich wohl in seiner Frage aus, als er sagte: „Die kommen also alle wieder zu euch?"

Wendelin strich sich über den Bart, seine buschigen Brauen zuckten.

„Nun, wer zu mir kommt und mir erklärt, er sei deutschfreundlich und wäre es immer gewesen, der ist mir willkommen. Wir Deutschen, lieber Manfred, sind an Freundschaften zu arm geworden um die, die uns geboten

Digitized by Google

werden, abweisen zu können." Er lachte kurz auf. „Hier ist heute fast jeder, der mich als Deutschen erkennt, wenn man ihn anhört, immer deutschfreundlich gewesen. Sogar die Vetturini versichern, daß sie gegen den Krieg gewesen seien und froh wären, daß die Deutschen nun wiederkämen."

„Und so war es auch," versicherte eifrig Frau Forli. „Es war eigentlich keiner für den Krieg gegen die Deutschen, außer einer gewissen Partei. Forli geriet damals außer sich, er besaß doch so viele Klienten unter den römischen Deutschen."

Sie seufzte.

Fricka bemerkte: „Aber Silvio Farnesi ging nach Amerika und machte mit seiner Violine Propaganda für den Anschluß Amerikas an die Alliierten."

Frau Forli zuckte die Schultern.

„Ach, der Farnesi, nun ja, dem war es wohl hauptsächlich um Ruhm und Geld zu tun."

Das Gewitter hatte sich grollend verzogen. In dem schweren abziehenden Gewölk zeigten sich goldige und purpurne Ränder. Über dem Pincio stand noch eine blaue Wand und dort wölbte sich jetzt ein farbenprächtiger Regenbogen. Die Sonne, ein feuriger Ball, versank hinter der Kuppel der Sankt-Peters-Kirche, die wie eine opalisierende Glasglocke im feuerfarbenen Himmel schwebte. Danach dämmerte es schnell.

Helmer sah sich nach Lisa um. Diese hatte still die Veranda verlassen. Frau Wendelin, die seinen suchenden Blick bemerkte, sagte: „Lisa ist wohl noch zu Frau Lamberti gegangen; sie hatte die Absicht."

„Die arme Frau! Wie geht es ihr? Sie wird wohl nicht mehr lange leben," fragte die Forli.

„Sie ist am Verlöschen," erwiderte Frau Wendelin.

Digitized by Google

Dann erläuterte sie für Helmer: „Sie erinnern sich vielleicht, Manfred, die Frau Lamberti, die in zweiter Ehe den Maler Lamberti geheiratet hat. Ihr erster Mann war bayrischer Offizier und ihre drei Söhne aus erster Ehe, davon zwei als Offiziere, der jüngste als Fähnrich, den Krieg mitmachten, sind alle gefallen. Davon hat sich die arme Frau nicht wieder erholt."

Frau Forli erhob sich.

„Ach, nun wird es dunkel. Wie die Zeit bei Ihnen doch immer so rasch vergeht. Da muß ich eilen, fortzukommen. Sie gehen wohl auch, Herr von Helmer? Gut, daß ich das einsame Stück bis zur Ponte Margherita nicht allein zu gehen brauche, denn nun kann ich mich Ihnen anschließen."

Statt Manfred antwortete Frau Wendelin.

„Mein Vetter bleibt zum Abendessen bei uns. Nicht wahr, Manfred? Ich habe damit gerechnet."

Helmer verbeugte sich zustimmend.

Die Forli jammerte: „Oh, da muß ich allein gehen! Schade. Ich fürchte mich gegen Abend hier in der einsamen Gegend am Tiber, da treibt sich immer so viel Gesindel umher. Ich wundere mich, daß Sie Lisa erlauben, noch gegen Abend allein auszugehen."

„Es ist ja nur bis hinüber auf die Piazza della Libertà."

„Ich kann Sie ja, wenn Sie gestatten, bis zur Ponte Margherita begleiten," erbot sich Helmer rasch.

„Ach nein, nein, wie dürfte ich Sie bemühen," wehrte Frau Forli ab. Dann lächelte sie ihn bezaubernd an. „Wenn es Ihnen aber wirklich nicht zu viel wäre . . ."

„Es wird mir ein Vergnügen sein," versicherte er. —

„Die scheint ja Vetter Manfred gut bezaubert zu haben," meinte Fricka, als die beiden zusammen gegangen waren. „Früher mochte er sie doch nicht leiden."

Digitized by Google

Wendelin hob die Brauen, stopfte an seiner Pfeife herum.

„Na, sie ist doch ein hübsches Frauchen, die Forli."

Frau Wendelin lächelte nur ein wenig, als wüßte sie etwas oder ahnte es wenigstens. Und sie ahnte richtig.

Erstaunt war Lisa, als ihr, da sie von der Piazza Libertà zurückkehrte, mitten auf der Ponte Margherita Manfred Helmer seelenruhig und wie selbstverständlich entgegenkam.

„Wo wollen Sie denn noch hin?" fragte sie.

„Ich bleibe bei euch zum Abendessen."

„Ja, aber ..."

Da berichtete er, daß er Frau Forli, die sich fürchtete, allein in der Dämmerung zu gehen, bis zur Brücke begleitet habe, und weil erwähnt wurde, daß Lisa Frau Lamberti besucht habe, wäre er ihr entgegengegangen.

„Es wird doch schon dunkel," sagte er, „und das Stück am Tiber ist so einsam."

„Ach deswegen!" Sie lachte. „Ich gehe jeden Tag gegen Abend zu Frau Lamberti und dachte noch nie daran, mich zu fürchten. Außerdem habe ich ja Dolf zum Schutz."

Dolf ging dicht hinter ihr her. Mancher sah sich nach dem großen, wolfartigen Hund um, denn die Rasse war in Rom wenig bekannt.

„Ja, Dolf allerdings ..." sagte Helmer. „Aber ich war mal an der Brücke und da dachte ich ... wir haben ja noch kaum zwei Worte miteinander sprechen können bisher."

Sie gingen langsam nebeneinander. Es dunkelte, überall flammten die elektrischen Lichter auf. Über die Brücke strömte der abendliche Verkehr, da die Bewohner der Prati dei Castelli und Lungotevere von ihren Besorgungen und Vergnügungen in der Stadt zurückkehrten. Der Himmel hatte sich geklärt; zwischen Monte Mario und den Häuserzeilen jenseits des Tiber ging groß und rötlichgelb der Mond auf.

Digitized by Google

„Lieb, daß Sie noch den Abend bei uns bleiben, Manfred," sagte Lisa.

„Ihr werdet noch genug von mir bekommen," meinte er. „Ich will wieder arbeiten. Sechs Jahre sind es, seit ich keinen Ton mehr geknetet habe. Ob Ihr Vater mir erlauben wird, in seinem Atelier zu arbeiten, bis ich mir selbst eine Arbeitstätte eingerichtet habe?"

„Gewiß. Also wollen Sie doch in Rom bleiben?"

„Wo sollte ich denn sonst hin? Nirgends in der Welt bin ich mehr daheim als in Rom. Ich bin heimatlos, Lisa, weder in England noch Deutschland gibt es ein Fleckchen Erde, das ich Heimat nennen könnte."

Lisa nickte.

„So geht es ja auch uns. Fricka und ich, wir sind beide in Rom geboren und aufgewachsen. Wir sind Deutsche, aber Rom ist unsere Heimat — war es, bis der Krieg kam und es plötzlich Feindesland wurde. Und jetzt — sogar unser Haus hier, unser Garten, es soll nicht mehr unser sein. Auslandsdeutsche! Schreckliches Wort! Gibt es etwa Auslandsengländer oder Auslandsfranzosen? In Deutschland aber wimmelt es jetzt von Auslandsdeutschen, die womöglich noch stolz darauf sind, nicht gewöhnliche Deutsche zu sein."

Er dachte daran, daß sie nicht mehr Lisa Wendelin, sondern Gräfin Strackwitz hieß. Als ahnte sie seine Gedanken, sagte sie: „Ich könnte ja, wenn ich wollte, bei den Strackwitzens eine Art Heimat finden. Ich war nach der Revolution ein halbes Jahr lang Gast bei der alten Gräfin Strackwitz, auf dem Gut meines ältesten Schwagers, Tubnitz heißt es. Es liegt hart an der holsteinischen Grenze noch in Mecklenburg. Eine hübsche Gegend; bewaldete Hügel gibt es und kleine Seen dazwischen. Übrigens liegt es nicht sehr weit von Hallingen, dem Gut

Digitized by Google

Ihres Onkels Wilhelm, entfernt, aber doch nicht nah genug, um einen freundschaftlichen Verkehr zwischen beiden Familien möglich zu machen."

Sie erzählte weiter von ihrem Aufenthalt in Mecklenburg. Manfred hörte schweigend zu. Es tat ihm wohl, daß sie sprach, er hätte stundenlang ihr zuhören können. Immer zögernder schritt er, um das Zusammensein mit ihr zu verlängern. Da schwieg sie. Nach einer Weile sagte sie: „Werden Sie mich für neugierig halten, Manfred, wenn ich frage, was Ihr Onkel Wilhelm Ihnen geschrieben hat? Sie brauchen es mir aber nicht zu sagen."

„Sie dürfen es wissen. Er will, daß ich zu ihm komme, ihm sozusagen einen Sohn ersetze. Er macht es zur Bedingung, daß ich meine englische Staatsangehörigkeit aufgebe und Deutscher werde; dann würde er mich zu seinem Erben einsetzen. Ich bin ja jetzt auf jeden Fall der nächste dazu. Er hat nur seine Tochter Erna, sonst leben nur noch weit entfernte Verwandte."

„Und die Tochter werden Sie wohl heiraten?"

„Erna ist verheiratet, allerdings nicht nach meines Onkels Geschmack, an einen Fabrikbesitzer. Den Schwiegersohn scheint er nicht zu mögen, sonst würde er wohl kaum daran gedacht haben, mir Hallingen später zukommen zu lassen."

Lisa sagte: „Sie wollen ja sowieso Deutscher werden."

„Ja, aber ich möchte nicht, daß es aussieht, als würde ich es der in Aussicht gestellten Erbschaft zuliebe, und dann ... nun, ich weiß ja, ein großer Künstler wird nicht mehr aus mir, aber ob ich das Zeug zu einem deutschen Landjunker habe ..."

Lisa sah zu ihm auf. „Hätten Sie Lust, einer zu werden?"

Er hob die Schultern: „Ich weiß nicht ... ich kann es mir nicht recht vorstellen, wenn auch ..."

„Wenn auch?"

Digitized by Google

„Auf eigener Scholle leben zu dürfen, das ist doch etwas, das jeder sich wünscht."

„Besonders, wenn es eine Scholle ist, auf der die gleiche Familie schon lange seßhaft gewesen, wie die Helmers auf Hallingen," meinte Lisa. „Es ist dann wie ein kleines Reich, das einem gehört, in dem großen Reich, in dem man lebt. Ich sah das so recht bei den Strackwitzens."

„Würden Sie gern die Frau eines Landjunkers sein, Lisa?"

Die Frage verblüffte sie, weil sie bedeutsam sein konnte. Dann antwortete sie unbefangen: „Vielleicht — es käme darauf an."

„Ich meine, ganz auf dem Lande leben zu müssen, würde Sie das nicht schrecken? Sie sind in Rom geboren, haben immer in einer großen Stadt gelebt, so wie ich auch."

„Nein," sagte sie nach kurzem Nachdenken, „schrecken würde mich das nicht, im Gegenteil. Sie wissen doch, Manfred, Mama stammt aus einem Landjunkergeschlecht, und nie waren wir als Kinder glücklicher, als während der Wochen, die wir bei der Großmama Brauchitsch in Wernitz verleben durften. Wernitz lag in der reizlosesten Gegend der Mark, Felder und Äcker soweit der Blick reichte, hier und da nur ein Stückchen Kiefernwald. Aber wir waren glücklich mit all den Tieren. Fricka und ich, wir lieben ja die Tiere so sehr. Das Gut bekam dann ein Vetter. Es war Majorat und Mama hatte keine Brüder."

„Ja," sagte Helmer nachdenklich und so als spräche er zu sich selber: „Wenn ich die rechte Frau bekäme ..."

Sie standen vor der Villa. Während Lisa das Tor öffnete, daran ein geheimer Verschluß war, sagte sie heiter: „Nun, Sie werden die Wahl haben, Manfred, wenn Sie erst anerkannter Erbe von Hallingen sind."

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Die Frau in Hosen

Von Kurt Walter Englert / Mit 20 Bildern

Will man einem Mann, der im eigenen Hause wenig oder nichts zu sagen hat, nicht rundheraus erklären, wer die Herrschaft führt, so tut man dies mit den Worten: „Dein Weib hat die Hosen an." In einem alten Volkslied heißt es:

„Weiber lieben Kommandieren,
Haben an die Hosen gern."

Und diese Auffassung teilt man in England, Frankreich und Italien, ja man darf behaupten, überall dort, wo die Hose als spezifisches Männerkleidungsstück getragen wird.

In einem Fastnachtspiele von Hans Sachs wird ein böses, herrschsüchtiges Weib geschildert. Darin rät der Nachbar dem geplagten Ehemann:

„Beut ein' Kampff an deinem Weib,
Du wölst dich weidlich mit ihr schlagen,
Wer von euch söll die Hosen tragen."

Die Hose gilt also in gewissem Sinne als ein dem Manne als Herren des Hauses gehöriges Kleidungsstück. Bis zu einem gewissen Alter tragen kleine Kinder, Knaben und Mädchen, Röcke. Und es ist ein „großer Augenblick", wenn dem heranwachsenden Knaben die ersten Latzhöschen angezogen werden, die nur ein wenig über die Knie reichen. Zur Konfirmation, wenn der männliche Sprößling unter die erwachsenen Christen aufgenommen wird, tritt er zum erstenmal in langen Hosen auf. Dies spricht dafür, daß die Hose bei uns ein Zeichen der Männlichkeit

Digitized by Google

Frauen in Tanger.

ist. Wäre es anders, wie könnte sonst das Ringen der Geschlechter um die Herrschaft im Hause, das entschiedene Vorherrschen eines Willens, dadurch ausgedrückt werden, daß man von der „herrischen" Frau sagt: „Sie hat die Hosen an."

Digitized by Google

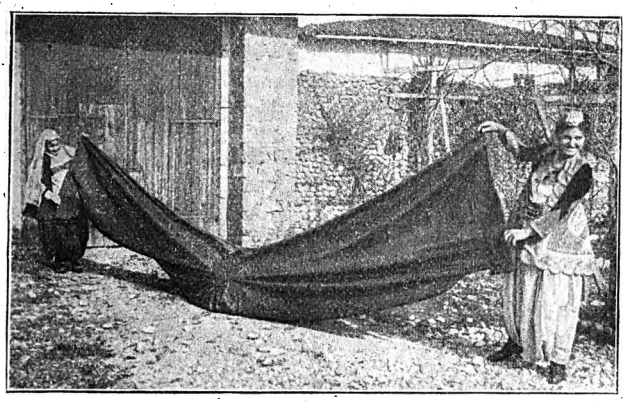
Bei den alten Skandinaviern trug man unter dem Gewand eine Kniehose, die anfänglich bei Männern und Frauen gar nicht verschieden war. Dazu gehörten einfache Socken mit einem Bindband oder längere Strümpfe, Hosas genannt.

Jüdin aus Tunis im häuslichen Kostüm.

In alter Zeit galt ein Mensch, der keine Hosen trug, als Landstreicher. In rheinischen Gesetzbüchern von 1456 und 1573 findet sich die Verordnung: Kein Eid ist leistbar, außer „es hätt' einer Hosen an". Was wir heute als Hose bezeichnen, war einst eine Art von Strumpf; dazu trug man ein schwimmhosenartiges Kleidungsstück, das man allmählich verlängerte. Es bedeckte zunächst die Schenkel, dann auch die Knie und wurde später, mit den Strümpfen oder Beinlingen

Digitized by Google

zu einem Stück vereinigt, als Hose bezeichnet. Daß die strumpfartigen Beinlinge einmal nicht zusammenhingen, geht daraus hervor, daß wir heute noch von einem „Paar Hosen" sprechen. Seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert war die Hose ein im Bund



Eine albanische Frauenhose. Aus der ungeheueren Stoffmenge könnte man mehrere mitteleuropäische Kostüme anfertigen.

zusammenhängendes Kleidungsstück. Obwohl das Beinkleid in modifizierter Form ein Teil der weiblichen Garderobe war, sah man seitdem die Hose als eigentliche Männertracht an. So ward die Hose zum Symbol der Herrschaft in der Ehe.

Auch der Rock war ursprünglich ein Kleidungsstück, das beide Geschlechter in gleicher Form besaßen. Die Herkunft des Wortes Rock, zuerst im neunten Jahrhundert gebraucht, ist dunkel. Vielleicht war der Rock gar nicht gemeingermanisch, das Wort kam wohl zur Zeit Karls des Großen mit der Sache von außen herein. Aber auch hier vollzog sich eine Wandlung der Form. Beim Mann

Digitized by Google

bedeckte das kurze Kleidungsstück den Oberkörper und wurde so, wie die lange, geschlossene Hose, ein Zeichen des äußerlich betonten Unterschiedes beider Geschlechter. Bei den Frauen reichte der Rock von den Hüften bis zu den Knöcheln des Fußes. Es galt als Schmach, einem Mann einen Weiberrock anzuziehen, oder zu behaupten, die Frau habe die Hosen an. In der Antike, bei Griechen und Römern unterschieden sich, trotz gewisser Ähnlichkeiten der Form und des Schnittes, die Kleider der beiden Geschlechter. Als der körperlich ohnmächtig gewordene Held Herkules zu Omphale kam und am Rocken spann, schildern die Dichter die weibliche Kleidung des Halbgottes.

Im südlichen und mittleren Europa machten sich römische und byzantinische Kleidermoden geltend. Bei den Frauen erstreckten sich diese Einflüsse weniger auf Umwandlungen der Form, sie zeigten sich mehr in der Verwendung der Stoffe. Seit dem zehnten Jahrhundert wurden die Oberkleider der Frauen etwas kürzer, das einst lange Untergewand entwickelte sich als Rock immer mehr zu einem selbständigen Garderobeteil.

Orientalische Einwirkungen, die durch den Levantehandel und später seit den Kreuzzügen einsetzten, erlangten im südlichen und mittleren Europa nur geringen Umfang auf die Kleidung. Im zwölften Jahrhundert trugen die Frauen turbanartige Hauben, die im folgenden Säkulum etwas häufiger wurden. Nur in Spanien gelangten während der Jahrhunderte dauernden Osmanenherrschaft arabische Kleidermoden zu stärkerem Einfluß. Die eigenartigen Kopfbedeckungen der männlichen ländlichen iberischen Bevölkerung erinnern an den Turban, und ebenso sind auch die um die Hüften geschlungenen Schärpen und die kurzen Jacken ein Rest arabischer Mode. Auch in der Frauentracht wirken manche

Digitized by Google

Digitized by Google

Einflüsse aus der Osmanenzeit nach, doch ist die Hose der Araberin in Spanien nicht übernommen worden.

Im fünfzehnten Jahrhundert trugen arabische Frauen in Spanien Beinkleider und Halbschuhe und ein gleichmäßig weites, langfaltiges Untergewand, das aber nicht völlig bis auf die Knöchel reichte. Darüber kamen ein etwas kürzeres Obergewand und ein mantelartiger Umwurf nach Art eines Schleiers. In dieser eigenartigen Kleidung erkennt man die Nachwirkung einer Verordnung des Propheten Mohammed, des Stifters der islamischen Religion, als deren Geburtstag der 16. Juli 622 gilt. Es ist der Tag der Hedschra, an dem Mohammed von Mekka nach Medina auszog.

Indisches Mädchen.

Eine Vorschrift des Propheten Allahs forderte von allen Weibern, nur mit Ausnahme der älteren, die nicht mehr an Heirat denken konnten, möglichst dichte Verhüllung ihres ganzen Körpers. Es hieß: „Ihren Schleier sollen sie bis über den Busensaum ihres Gewandes fallen lassen und keinen als ihren nächsten Verwandten dürfen sie von ihren leiblichen Reizen etwas entdecken lassen. Auch ihre Füße

Digitized by Google

Turen-Frauen auf der Messe von Weiyuan bu in Tibet.

sollen sie nicht heben, damit nichts von ihrer Nacktheit verraten werde."

Diese Verordnung des Propheten läßt darauf schließen, daß die Frauen seinerzeit keine Hosen trugen, ein Kleidungsstück, das für die weiblichen Angehörigen des

Digitized by Google

Islams bald unerläßlich werden sollte, dem sie im wesentlichen bis zur Emanzipation in unserer Zeit treu geblieben sind. Auf die mittleren und unteren Stände ist die moderne Kleiderreform in der Türkei, in Arabien, Ägypten und noch mehr in den übrigen Ländern des Islams ohne Wirkung geblieben. Das hauptsächlichste Untergewandstück der Frauen, das unmittelbar auf dem Körper getragen wird, ist ein mehr oder weniger beträchtlich weites Beinkleid — Schintiján. Meist wird diese Hose aus einfarbigen oder buntgestreiften und gemusterten Seiden- oder Baumwollstoffen oder weißem oder buntdurchwirktem Musselin hergestellt. Das häufig überaus stoffreiche Beinkleid wird über den Hüften mit einer Zugschnur zusammengefaßt. Auch

Chinesische Halbweltdame.

Digitized by Google

unten an den Beinlingen befinden sich kleinere Schnüre, die unterhalb des Knies befestigt werden. Die weite Hose ist genügend lang, um, so geschnürt, in weiten Bäuschen bis auf die Füße herabzufallen. Das orientalische Kleidungsstück wirkt deshalb mehr als Rock, der nicht ohne weiteres als Hose angesehen wird. Über diesem Garderobeteil wird ein Hemd angezogen, das aus Leinwand oder buntem, nicht selten auch aus schwarzem Krepp besteht. Dieses Hemd ähnelt dem der Männer, nur reicht es nicht wie bei diesen bis an die Knie. Auf das Hemd folgt bei den Frauen ein langer Rock — Jelek —, oder statt diesem Kostümstück eine Jacke — Antéri. Die Jacke reicht nur bis zu den Hüften. So angekleidet, zeigt sich die Araberin und Türkin im Haus. In der Öffentlichkeit erscheinen die Frauen mit dem Gesichtschleier und einem weiten Überwurf — Habarah —, einem „Mantel". Die Habarah, dazu bestimmt, die Gestalt völlig zu verhüllen, erhält, je nachdem sie Verheiratete oder Unverheiratete tragen, eine besondere Ausstattung. Frauen, die nicht zur ärmsten Klasse gehören, tragen wenigstens weite

Chinesische Frau aus Kanton.

Digitized by Google

Turnübungen in einer japanischen Mädchenschule.

Beinkleider aus weißer Baumwolle oder Leinen, darüber ein Hemd von blauer Leinwand oder gleichfarbiger Baumwolle. Dazu kommt noch ein Gesichtschleier von

Digitized by Google

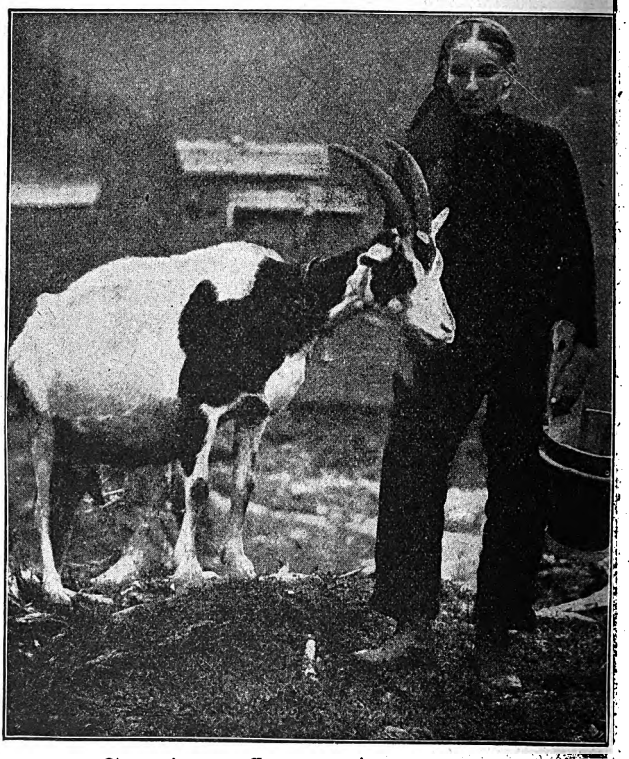
Eskimofrauen und -kinder vor ihrer Hütte. Die Frau trägt ein Kind in einer Art Kiepe auf dem Rücken.

schwarzem Krepp und ein dunkelblauer Mantel von Musselin oder Linnen.

Die „Frau in Hosen" ist demnach eine Erscheinung, die für die Anhänger der Religion des Propheten, des Islams, charakteristisch ist. Mohammed war es, der diese

Digitized by Google

Tracht forderte. Die Stellung der Orientalin ist nun zwar weder in der Familie und noch viel weniger in der



Sennerin von Champery in Männertracht.

Öffentlichkeit so einflußreich, daß man behaupten könnte, sie habe die Hosen an. Dort hat unser Sprichwort keine der unseren ähnliche Bedeutung. Bei Arabern, Persern, Türken und in Indien herrscht noch die patriarchalische Familienverfassung. Die Frauen sind vom öffentlichen

Digitized by Google

Unterinntaler Sennerinnen.

Leben nach bestimmten Vorschriften abgeschlossen; nur innerhalb des Hauses, im Harim, schlägt die Mohammedanerin ihren Schleier zurück und zeigt sich ohne den ihren ganzen Körper verhüllenden Mantel.

Digitized by Google

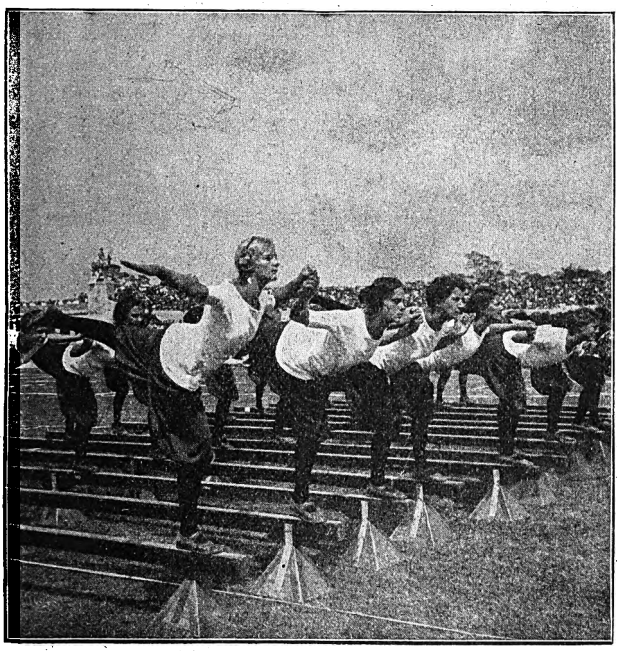
Als charakteristischen Teil der Frauenkleidung trifft man die Hose aber auch in anderen Kulturkreisen und unter Angehörigen anderer Religionsbekenntnisse. Der Einfluß des Islams erstreckte sich über drei Erdteile, vom Atlas bis zum Himalaja und vom Kilimandscharo bis zur Kirgisensteppe. Die weibliche Tracht findet sich im wesentlichen nicht nur unter den Bekennern des Islams; auch bei Georgiern, Armeniern und Juden ist das arabische Kostüm und ihr Merkmal, die Frauenhose, heimisch. Georgische und auch armenische Frauen tragen Hosen, obschon unter diesen Völkern seit früher Zeit das Christentum Aufnahme gefunden hat. Für das Kostüm war und blieb der Einfluß der Araber und Turkvölker bestimmend.

Elbinger Meierinnen im Arbeitskostüm.

Die Beinkleider der orientalischen Frauen sind nicht selten wahre Monstrositäten an Umfang. Aus der verschwenderischen Stoffmenge rockartig wirkender Hosen

Digitized by Google

der Albanierinnen könnte man leicht Röcke für mehrere europäische Frauen anfertigen. Die Hosen der Haussaneger sind ähnliche Monstrositäten*. Regelrechte Männerhosen sieht man an indischen Frauen und den Weibern



Haltungsübungen beim Turnen.

der Eskimo. Die Eskimo sind allerdings nicht von der Kultur des Islams zum Tragen von Beinkleidern bestimmt worden. Unter diesem Volke hat sich ein Zustand erhalten, der einst unter anderen nordischen Völkern

* Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrg. 1917, Bd. 12, S. 148 ff.: Herrenmoden und Kleiderprunk im Sudan.

Digitized by Google

herrschte, als die Tracht der Männer und Frauen noch wenig voneinander verschieden war. Die Weiber der Eskimo nehmen an vielen Arbeiten der Männer teil, die es nötig machen, von Röcken in der freien Bewegung nicht behindert zu sein. Aus den gleichen Gründen tragen auch die Sennerinnen von Champery sowie auch die Alplerinnen deutscher und anderer Gebiete die praktische Männertracht. In belgischen Bergwerken und den Reisfarmen Japans arbeiten Frauen in Hosen und Bluse. Während der Kriegsjahre, als die Frauen fast aller Länder in Fabriken, im Bahn- und Verkehrswesen tätig waren, zeigte sich als nötig, die weibliche Kleidung mit männlicher zu vertauschen. Eingeführt hat sich dieser Wechsel des Kostüms nicht. Dafür hat sich in der Sportmode, dem Tennisspiel, Reiten und beim Turnen die Verwendung von Breeches in größerem Umfang durchgesetzt; besonders im Alpensport, beim Schilauf und Rodeln. Orient und Okzident berühren sich; aber die Hosenmode wird bei unseren Frauen doch wohl nie zur allgemein angenommenen Tracht werden. Eine Matrone in Hosen ist kein erfreulicher Anblick. Es sind nur wenige Jahre, in denen sich Mädchen und Frauen bei uns in Männertracht sehen lassen können. Die Emanzipationsbestrebungen unserer Zeit gipfeln nicht mehr darin, ihren Ausdruck in der Übernahme einzelner oder mehrerer männlicher Kleidungsstücke und einem kurzgeschorenen „Tituskopf" zu suchen. Das ist eine verflossene Tendenzmode.

George Sand, die Vorkämpferin für die Befreiung der Frau, trat gern in Männerkleidung auf. Auch die Malerin Rosa Bonheur, ein offenbares Mannweib, trug vorübergehend Herrenanzüge. Sie war allerdings auch in Röcken mehr ein Mann als eine Vertreterin ihres Geschlechts.

Digitized by Google

Das Ringen der Frau um Gleichberechtigung mit den „Herren der Schöpfung" bedarf heute keiner Äußerlichkeiten mehr, die im Wechsel der Tracht sichtbar werden. Die mit Männern auf gewissen Gebieten um Erfolg

Schiläuferinnen.

ringende Frau legt Wert darauf, in geistigem Sinne, nicht aber leiblich Hosen an zu haben. Und das ist ein gutes Zeichen. Denn die moderne Emanzipation ist an und für sich mit vielen Gefahren für die Frau verbunden. Es kann sich nicht darum handeln, Äußerliches zu betonen. Die Frau muß ihrem, nicht dem männlichen Wesen gemäß, auf Ausbildung ihrer naturgebundenen Eigenart

Digitized by Google

bedacht sein. Die Weibnatur läßt sich ohne Schaden für die Seele nicht verleugnen. Ein geistreicher Schriftsteller, Anatole France, schrieb an die um Gleichberechtigung mit den Männern ringenden Frauen: „Wäreich eine von Euch, so würde ich gegen jede Emanzipation sein, die Euch den Männern in allem gleichmachen will. Ihr verliert dadurch. Das lohnt sich wahrlich für Euch, einem Rechtsanwalt oder einem Apotheker ähnlich zu werden. Nehmt Euch in acht: schon habt Ihr Euch ein wenig Eures Geheimnisses und Eures Reizes entäußert. Noch ist nicht alles verloren; man schlägt sich, man ruiniert sich, man tötet sich noch Euretwegen. Aber die jungen Herren, die in der Trambahn sitzen, lassen Euch auf dem Hinterperron stehen."

Modernes Sportkostüm.

In diesen Sätzen ist eine Wahrheit verborgen. Die Frau verlangt es nach Liebe wie den Mann. Es ist kein Zufall, noch weniger eine bloße Laune von Männern oder

Digitized by Google

Frauen, daß sie im Laufe der Kulturentwicklung einander äußerlich auch in der Tracht immer weniger ähnlich geworden sind. Auf tiefer Stufe des Seelenlebens mochte die Gleichheit der äußeren Erscheinung für beide Geschlechter richtig sein. Die Tracht wandelte sich mit der Vertiefung und Verfeinerung des Innenlebens. Sie ward zum Ausdruck persönlicher Unterschiede, die weder zu verleugnen noch aufzugeben sind.

Modernes Reitkostüm.

Die orientalischen Frauen, denen das Sittengesetz Hosen zu tragen vorschrieb, ringen heute um soziale, und was noch mehr ist, um geistige und seelische Höherstellung. Wie dieser Prozeß im Orient ausgehen wird, ist noch nicht zu sagen. Vorläufig ist die Stellung der Frau als Naturwesen noch nicht wesentlich erschüttert. Bei uns hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß es sich, sinnbildlich verstanden, nicht darum drehen kann, daß die Frau in Hosen auftritt. Sie soll ihre Fähigkeiten entwickeln, ohne

Digitized by Google

ihrer Natur Gewalt anzutun. Gelangen auf diesem Wege alle weiblichen Anlagen zu harmonischer Entwicklung,

Weiberlager in Indien (Himalaya).

dann ist es nicht nur gleichgültig, sondern sogar wohl nötig, daß die Frau nicht sucht, dem Manne äußerlich ähnlich zu werden, wie dies durch Annahme von Kleidungsstücken möglich und doch nicht zwingend denkbar wäre.

Digitized by Google

Die Ausnützung schädlicher Kräfte

Von Ingenieur Hermann Kurz / Mit 4 Bildern

Wohltätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht ...

Unwillkürlich wird man an die Verse aus Schillers „Glocke" erinnert, wenn man von den vielseitigen großen Vorteilen hört, die sich weite Kreise von der Erfindung des Ingenieurs Heinrich Schieferstein versprechen, durch gekoppelte schwingende Systeme die in der Technik zumeist als sehr schädlich empfundenen Trägheitskräfte nutzbringend zu verwerten. Dieser Satz klingt für den Nichttechniker wahrscheinlich recht rätselhaft; die Frage selbst ist aber, wenigstens im Grundgedanken, sehr einfach und eigentlich nur in der Anwendung neu, die ihr Schieferstein gegeben hat. An einigen Beispielen läßt sich das rasch erläutern.

Sitzen in einem fahrenden Wagen sechs Personen, und soll dieser schnell angehalten werden, so ist dazu sehr großer Kraftaufwand nötig. Wäre nun gar die Aufgabe gestellt, diesen Wagen dauernd hin und her zu schieben, so ginge das über Menschenkräfte hinaus; man müßte schon eine besondere maschinelle Anlage vorsehen. Sie wird aber spielend gelöst, wenn wir den Wagen an einem Seile aufhängen und zur Schaukel machen. Indem wir ihm einen kleinen Anstoß geben und diesen in bestimmten Zeitabständen regelmäßig wiederholen, fällt es gar nicht schwer, den schweren Wagen in weitausgreifende Schwingungen zu versetzen und nach Belieben lange darin zu erhalten, ein Bild, das wir in jeder Jahrmarktschaukel vor uns haben.

Digitized by Google

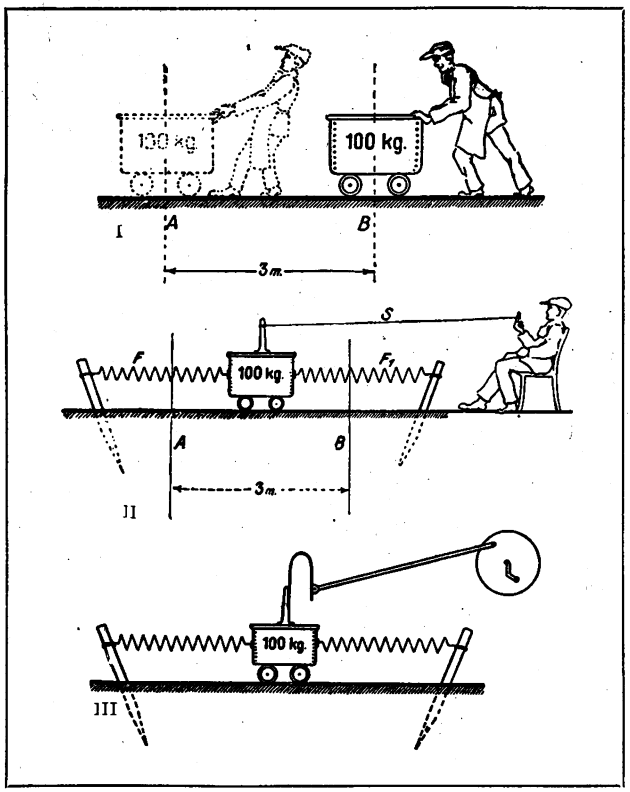
Der Grund, warum dies „Aufschaukeln" verhältnismäßig so geringen Kraftaufwand erfordert, liegt darin, daß zwei Naturkräfte klug ausgenützt werden: die Schwerkraft und das Trägheitsmoment. Jene sorgt dafür, daß die Schaukel an den beiden Endpunkten des Schwingungsbogens von selbst zur Ruhe kommt, ganz ohne Kraftaufwand von unserer Seite, und dann mit zunehmender Geschwindigkeit wieder der tiefsten Stelle zueilt.

Unter Trägheit versteht man die Eigenschaft aller Körper, daß sie eigensinnig im jeweiligen Zustand der Ruhe oder Bewegung verharren wollen. In der tiefsten Stellung hat die Schaukel zugleich die größte Geschwindigkeit erlangt, die sie auf der anderen Seite wieder in die Höhe treibt. Die Reibungswiderstände von Luft und Achse verhindern sie, ganz die frühere Höhe zu erreichen. Soll dies geschehen, ist eben im tiefsten Bahnpunkt eine kleine Kraftzufuhr unsererseits, ein „Anstoß", nötig.

Heinrich Schieferstein hat diesen Gedanken in die Mechanik übertragen, indem er hinundhergehende Systeme (Dampfmaschinenkolben, Stoßwerkzeuge und dergleichen) nicht mehr fest, sondern elastisch koppelt. Die elastische Feder nimmt an den Endpunkten der Bahn, wo die Bewegungsrichtung sich umkehrt, die „lebendige Kraft" auf und gibt sie später als „Anstoß" wieder ab, erfüllt also die gemeinsame Rolle von Schwerkraft und Trägheit, die durch das Beispiel der Schaukel erklärt worden ist. Die Folge davon ist, daß die Kräfte, die bisher zum Aufhalten der bewegten Massen und zur Überführung in die entgegengesetzte Richtung nötig waren, größtenteils gespart werden können.

Ein wichtiger Punkt kommt freilich noch dazu, sollen solche Vorrichtungen nach Wunsch arbeiten: die bewegen-

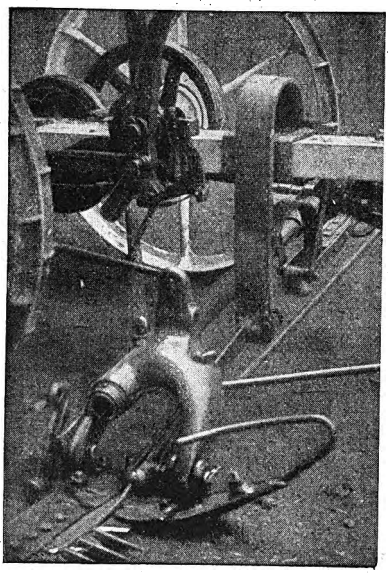
Digitized by Google



Schematische Darstellungen zur Erläuterung der Schieferstein-schen Erfindung. I. Die Hinundherbewegung einer trägen Masse erfordert viel nutzlose Beschleunigung und Bremsarbeit. II. Die gleiche Masse, wie bei I, mit geeigneten Federn (F und F_1) zu einem schwingungsfähigen System vereint. Bei dieser Anordnung ist der Kraftbedarf auf den vierten Teil gesunken. III. Das gleiche schwingende System mit einem Antriebsmotor durch eine leichte Feder gekoppelt.

Digitized by Google

den und die bewegten Teile müssen aufeinander „abgestimmt sein", das heißt: rhythmische Bewegungen ausführen. Diese Erkenntnis hatte sich auf anderen Gebieten der Technik schon lange vorher durchgesetzt. So erzielte beispielsweise Kravogl in Brixen schon vor fünfzehn Jahren mit seinen Funkeninduktoren, bei denen Primär- und Sekundärspule genau abgestimmt waren, die gleiche Wirkung wie andere mit drei- bis viermal größeren Apparaten, und die modernen Glanzleistungen der drahtlosen Telegraphie sind überhaupt nur durch die sorgfältigste Abstimmung aller Schwingungskreise untereinander möglich geworden. Gerade auf diesem Gebiet hat übrigens auch Schieferstein seine ersten Sporen verdient — er erfand ein besonders vorteilhaftes Selbstinduktionsvariometer für das System der tönenden Funken — und hat die dort gesammelten reichen Erfahrungen nun auf die Mechanik übertragen.



Anwendung der Schiefersteinschen Erfindung bei einer Mähmaschine. Der obere Scherenkamm ist durch Anbringung einer Feder zu einem schwingungsfähigen System ausgebildet.

Digitized by Google

Erprobt wurde seine Erfindung bisher vor allem an Schlagwerkzeugen und Mähmaschinen. Bei ersteren werden Schlag- und Stampfwerkzeuge, wie Meißel, Niethämmer und dergleichen, in raschester Folge gegen das Werkstück gestoßen, durch Preßluft oder einen Elektromotor. Indem Schieferstein letzteren, der rundum läuft, durch Federn mit dem Schlagwerkzeug koppelt, werden nicht nur die Härten der Hinundherbewegung durch die Feder behoben, sondern bei richtiger Abstimmung beider bewegter Systeme (Motor und Werkzeug) ist es sogar möglich, die Schnelligkeit noch erheblich zu steigern und doch Kraft zu sparen. Bei Mähmaschinen hat man in ähnlicher Weise den Messerträger durch eine Feder mit der Antriebswelle gekoppelt und auf solche Art fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent an Kraftaufwand gespart. Eine unserer Abbildungen zeigt einen Elektromotor, an den unmittelbar durch Feder, ohne umlaufende Zwischenteile, eine schwingende Fläche gekoppelt ist. Bei richtigem Einstimmen auf einen fünfzigperiodischen Wechselstrom erhielt man einen sehr gut arbeitenden Ventilator, dessen Prinzip sich auch als Staubsauger und vielleicht sogar für einen Schwingenflieger ausnützen läßt.

Das für den Nichttechniker sinnfälligste Beispiel der Anwendung von Schiefersteins Gedanken bietet die ankerlose Uhr. Hier ist das oberste Rad (Steigrad), in das sonst der Anker eingreift, durch eine Feder mit einem Pendel und dieses ebenso mit einem zweiten gekoppelt, unter genauester gegenseitiger Abstimmung. Als Folge ergibt sich, daß die Uhr sich sozusagen „selbst reguliert", also stets gleichmäßig läuft und gegen Erschütterung fast unempfindlich ist. Man hofft auf diesem Wege die teuren Präzisionsuhren durch erheblich billigere ankerlose Uhren von gleicher Zuverlässigkeit ersetzen zu können. Wer nur ein-

Digitized by Google

nal mit den Theorien über die beste Ankerform und Hemmung sich beschäftigt hat, wird leicht verstehen, daß die

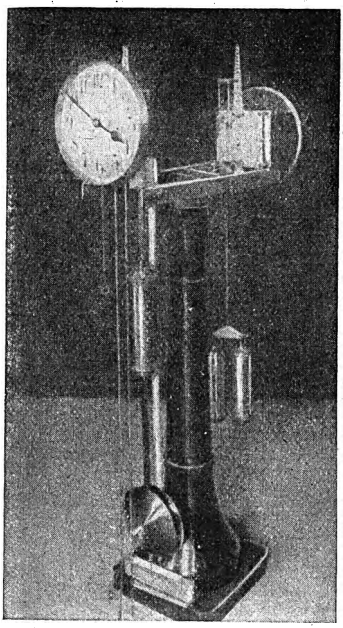


Abb. A. Pendeluhr, nach der neuen Erfindung konstruiert.

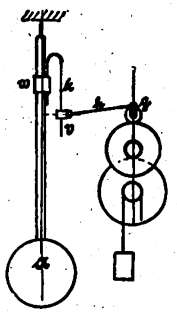


Abb. B. Schematische Darstellung der Pendeluhr. Das schwingungsfähige System, das Pendel, ist mit dem Werk durch eine Koppelfeder (k) und die Kurbelstange (h) verbunden.

Uhrenerzeuger der Schiefersteinschen Anordnung größtes Interesse entgegenbringen.

Wie bei allen neuen Erfindungen von nennenswerter Bedeutung, sind auch hier die Hoffnungen und Wünsche reichlich hoch gespannt worden. Es soll auf Gleitboote, Schiffe, Dieselmotoren, Dampfmaschinen, Flugzeuge

Digitized by Google

Anwendung finden und dort überall außerordentliche Kraftersparnis bei erhöhter Zuverlässigkeit und Leistungsfähigkeit ermöglichen. Bei unserer Kohlennot würde das begreiflicherweise kaum abschätzbare Vorteile für das Volksvermögen bedeuten. Aber wenn auch nicht alle diese Erwartungen sich erfüllen, so gebührt doch Schieferstein unbestritten das Verdienst, den Maschinenbauer auf einen neuen Weg gewiesen zu haben, der ihm manchen Ärger erspart, ja überhaupt die Lösung gewisser Probleme erst ermöglicht, die bisher an der Trägheit bewegter starrer Massen scheiterten.

Wie schädlich diese Kräfte unter Umständen wirken können, sei zum Schluß noch an einigen Beispielen gezeigt. So kann der Wind, wenn er auf einen Turm in regelmäßigen Stößen einwirkt, die mit dessen Eigenschwingung in rhythmischem Verhältnis stehen, ihn in kurzer Zeit umwerfen, wie sich das einmal in Nauen bei einem hundert Meter hohen Funkenturm ereignete. Auch der Einsturz der berühmten Taybrücke in England am Weihnachtsabend 1879 wurde auf die gleiche Ursache zurückgeführt. Im Jahre 1850 brach die Hängebrücke von Angers zusammen, weil ein Bataillon im Gleichschritt darüber marschierte, und dieser Rhythmus mit der Eigenschwingung der Brücke in Resonanz stand, so daß sie schließlich „aus den Fugen" geschaukelt wurde. Endlich hat es sich auf Schiffen ereignet, daß die mannsdicke Schiffswelle brach, wenn deren Umlaufzahl mit dem Kolbengang der Dampfmaschine in schädlicher Resonanz stand.

Digitized by Google

Der Feuerselbstschutz im Hause

Von Kreissiedlungsdirektor R. Wagner

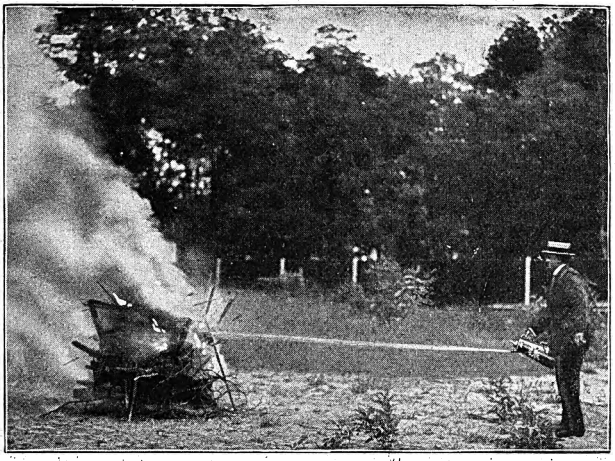
Mit 6 Bildern

Bewußt oder unbewußt zwingt uns die Erkenntnis unserer traurigen wirtschaftlichen Lage zu lebhafterer Teilnahme an den täglichen Zeitungsberichten über Brandkatastrophen aus nah und fern, als wir sie früher, in glücklicheren Zeiten, diesen Meldungen abgewinnen konnten. Wissen wir doch, daß was heute in Flammen, Rauch und Asche verweht, einen unausgleichbaren Verlustposten für unsere Volkswirtschaft bedeutet. Im letzten Friedensjahre 1913 betrug die Verlustsumme aus Schadenfeuern in Deutschland rund 300 Millionen Goldmark, zu welchen Riesenziffern muß die unerbittliche Statistik kommen, wenn erst die Abschlüsse der letzten, besonders des so brändereichen vergangenen Jahres vorliegen! Es ist eine menschliche Schwäche, von der auch unser Volk sich keineswegs freizuhalten vermag, die Verantwortung für unbequeme Angelegenheiten auf andere Schultern abzuwälzen, und jedem dritten Deutschen wird daher beim Gedanken an eine mögliche Brandgefahr in seinen eigenen vier Pfählen die Ideenverbindung auftauchen: Feuerwehr—Feuerversicherung!

Die Feuerwehren arbeiten mit Pflichteifer und unermüdlicher Zähigkeit an der Beseitigung der Nachwirkungen von Krieg und Umsturz. Die Automobilisierung der Berufs- und größeren freiwilligen Feuerwehren schreitet rüstig vorwärts, Überlandkraftspritzen sollen in zwanzig bis dreißig Kilometer Umkreis ihrer

Digitized by Google

Standorte die schnellstmögliche Löschhilfe gewährleisten. Aber die Feuerwehr, und sei es die bestorganisierteste und schlagfertigste der Großstadt, wird nie imstande sein, die ersten, wichtigsten Sekunden und Minuten nach dem Entstehen oder der Entdeckung des Brandes auszunützen.

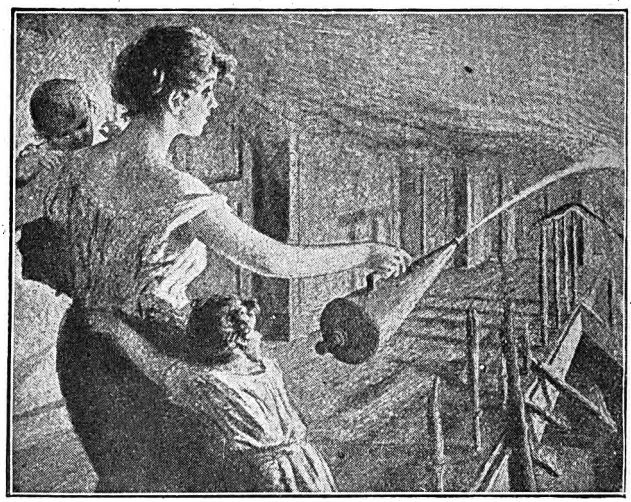


Feuerlöschprobe mit „Albeco". Erfolg: Völlige Ablöschung innerhalb zwei Minuten.

Stets wird eine gewisse Zeit verstreichen müssen, bis sie am Brandort helfend und rettend eingreifen kann: meist aber entscheidet sich in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit die Entwicklung zu den drei Stadien: Klein-, Mittel-, Großfeuer, oft Sein oder Nichtsein, die Rettung gefährdeter Menschenleben. Man darf wohl mit einiger Berechtigung sagen: die Höhe des Brandschadens steht im zahlenmäßigen Verhältnis zu der bis zum Löschangriff verstrichenen Zeit. Ungünstig beeinflußt wird selbst bei sofortigem Alarm oft das rechtzeitige Ein-

Digitized by Google

treffen der Feuerwehr durch den Mangel an Bespannung, besonders in der Erntezeit, durch schlechte Wegeverhältnisse auf dem Lande, in der Stadt durch Fahrthindernisse, Zusammenstoß oder Pannen. Was aber hat das alles zu bedeuten, wenn, am Brandort angekommen,



Gerettet mit Handfeuerlöscher „Minimax".

die Wehr kein Wasser vorfindet, sei es, daß die Zufuhr durch andauernde Trockenheit, sei es durch starken Frost versiegte! Heiße Sommer sowohl wie Winter mit strenger Kälte werden aus diesem Grunde lange in der Erinnerung der Feuerwehren und der Brandbetroffenen fortleben. Und wenn es dann noch in wirtschaftlichen Kämpfen zum Generalstreik kommt, wenn Wasser, Licht und Fernsprecher versagen, dann wehe dem Krankenhaus, dem Privatmann und dem Gewerbetreibenden,

Digitized by Google

die wehrlos den Flügelschlag des roten Hahns zu ihren Häupten vernehmen.

Das zweite Selbstberuhigungsmittel des in seiner mentalen Wohlbehäbigkeit nur ungern gestörten Durchschnittsmitteleuropäers ist der Gedanke an seine Feuerversicherungspolice. Auch die ist in den jetzigen Zeitläuften mehr wie je ein brüchiger Anker. Hand aufs Herz: wer ist denn heute so ausreichend versichert, daß er mit Ruhe einem Teil- oder Totalbrand, ganz abgesehen von der damit verbundenen Lebensgefahr, entgegensehen könnte? Wer besitzt nicht Gegenstände, die ihm ans Herz gewachsen sind, und deren Verlust oder nur Beschädigung durch Feuer, Rauch, Wassermassen und die Axt des Sappeurs keine Versicherung ihm ersetzen könnte? Die Versicherungen sind einmal keine Wohltätigkeitsunternehmungen, kaufmännisch genau regeln

Löschangriff mit „Minimax" von der Leiter aus. Im Vordergrund wird ein abgespritzter Apparat nachgefüllt.

Digitized by Google

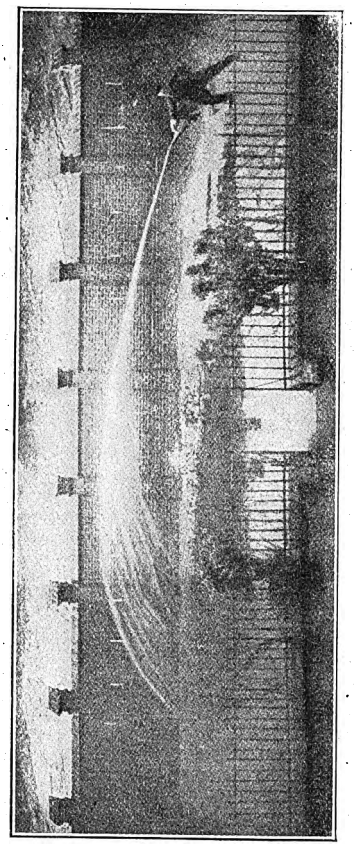
sie jeden Schadensfall, und kein noch so „völlig Abgebrannter" wird je sich rühmen können, auch nur einen Heller über den auf seinem Schein verzeichneten Höchstbetrag hinaus von seiner Versicherung ausgezahlt erhalten zu haben.

Wer sich der Verantwortlichkeit gegen sich, seine Angehörigen und seine Mitbürger bewußt ist, wird diese oder ähnliche Erwägungen selbst schon angestellt und sich auch die Frage vorgelegt haben: Was kann und muß ich tun, um im Notfall Herr der Lage zu bleiben? Wie die Brandschutztechnik unterscheidet zwischen „Feuerverhüten" und „Feuerlöschen", so muß auch jeder verantwortliche Leiter oder Vorsteher einer vorübergehenden oder ständigen Gemeinschaft von Menschen sein Augenmerk auf diese beiden Punkte richten. Der Hausvater, der Lehrer, der Landwirt, der Gewerbetreibende, sollen immer und immer wieder auf die Gefahren beim Umgang mit Feuer und Licht hinweisen und sich ständig von der Durchführung ihrer Vorschriften persönlich überzeugen. Einige um das Feuerlöschwesen hochverdiente Männer, der Vorsitzende des preußischen Feuerwehrbeirats, Branddirektor Ruhstrat, Stettin, ferner Oberlehrer A. Mang, Heidelberg, und andere mehr, haben zu diesem Zweck leichtfaßliche Merkblätter herausgegeben, die eigentlich von Staats wegen jedem Kind in die Hand gegeben und von jedem Erwachsenen gelesen und auswendig gelernt werden sollten. Doch mit diesen vorbeugenden Belehrungen allein ist es noch nicht getan. Es gibt Hunderte von Brandmöglichkeiten, gegen die selbst die größte Umsicht des Haushalters und seiner Schutzbefohlenen wehrlos ist.

Die Axt im Haus erspart den Zimmermann, und die Hausapotheke macht zwar den Arzt nicht überflüssig,

Digitized by Google

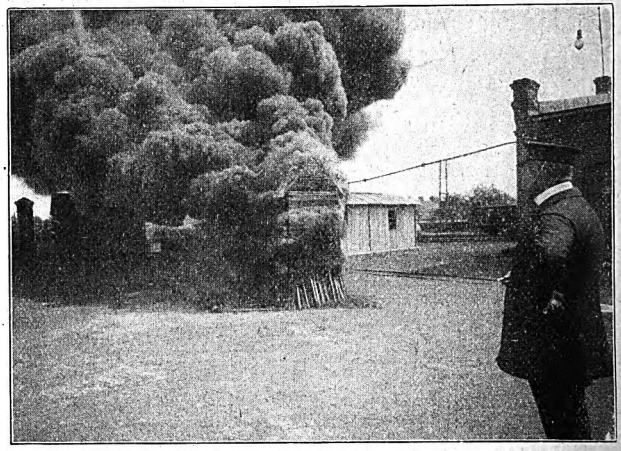
aber sie erweist sich doch oft in leichteren Fällen als nützlich, und kann sehr häufig bis zum Eintreffen des Arztes höchst wirksam sein. Diese Beispiele auf unseren Fall angewandt, zeigen den Weg zum werktätigen Selbstschutz. Schon der Wassereimer, das älteste und einfachste Löschgerät, kann bei einem kleinen Entstehungsbrand recht gute Dienste tun. Auffallend ist es aber, da man doch in jedem Haushalt mindestens ein derartiges Gefäß finden wird, warum in der Praxis so wenig Erfolge mit dem Wassereimer als Löschmittel erzielt werden. Die Begründung liegt wohl darin, daß der Löschende, der nicht zufällig als Mitglied einer Feuerwehr das kunstgerechte Entleeren eines Wassereimers auf eine gewisse Entfernung eingeübt hat, nicht imstande ist, den Wasserschwall zielsicher auf einige Meter Abstand oder gar in die Höhe zu lenken, ferner, daß der Inhalt des Eimers mit einem Ruck verbraucht ist, außerdem unnütz, weil nicht den Brandherd bestreichend,



Reichweite des neuzeitlichen Handfeuerlöschers „Minimax".

Digitized by Google

Wasserschaden und durch das Wiederfüllen an der nächsten Zapfstelle erheblicher Zeitverlust entsteht. Genug: der Wassereimer ist ein Notbehelf, brauchbar zur Nachlöschung eines schon niedergekämpften Feuers, an das nahe herangetreten werden kann, selten aber geeignet für den Nicht-



Ein brennender Versuchsbau aus Holz, den man mit Teer und Benzin getränkt hatte, wurde mit einem Perkeo-Universalgerät abgelöscht. Perkeo löscht mit Schaum.

feuerwehrmann gegen ein stark brennendes und heftigen Qualm erzeugendes Feuer. Besser sind schon kleine Handdruckspritzen, die vor vielen Jahrzehnten in Deutschland aufkamen und auch heute noch von Feuerwehren als Kleinlöschgerät gerne benützt werden. Werden diese Spritzen (auch Kübel-, Eimer-, Butterspritzen genannt) sorgfältig behandelt, das in ihnen rasch verdunstende Wasser ständig erneuert, die Schläuche auf ihre Geschmeidigkeit und Undurchlässigkeit, die Ventile sowie die Kolben auf Dichtigkeit und Brauchbarkeit dauernd

Digitized by Google

Ablöschen eines brennenden Holzstoßes mit einem Perkeo-Handspritzapparat. Der Versuch zeigt die Reichweite des Apparates.

Digitized by Google

kontrolliert, dann können kräftige, geübte Personen mit ihnen recht annehmbare Löschwirkungen erzielen. Als Nachteil muß nur bezeichnet werden, daß diese Handspritzen auch zu allen möglichen anderen Zwecken, wie Gartensprengen, Wagenreinigen und so weiter leider nur zu oft Verwendung finden, bei Feuersgefahr daher häufig nicht an der „richtigen Stelle", unauffindbar oder unbenützbar sind. Ein der überaus wichtigen Feuerlöscharbeit dienendes Gerät aber darf niemals durch „Nebenbeschäftigung" seiner Zweckbestimmung entzogen werden. Im Augenblicke der Feuersnot rächt sich leider nur zu häufig die zu unpassenden Zwecken herangezogene Verwendung der Löschgeräte.

Diesen Nachteil vermeiden die geschlossenen, sogenannten chemischen, selbsttätig wirkenden Handfeuerlöscher; sie können zu keinen anderen als Brandlöschzwecken verwendet werden. Deutschland ist zwar nicht die Urheimat der chemischen Handlöscher, aber es hat auf diesem Sondergebiet im Lauf der letzten zwanzig Jahre die Führung erlangt: wir besitzen heute das größte Spezialwerk der Welt, in dem der bekannteste chemische Feuerlöschapparat, der in vielen Millionen über den ganzen Erdball verbreitet ist, hergestellt wird. Einige andere Firmen liefern gleichfalls hochwertige Apparate, die den Zweck der Feuerlöschung in verschiedener Weise zu erfüllen bestimmt sind.

Man unterscheidet die chemischen Handfeuerlöscher in Naßfeuerlöscher, zu denen auch die für Benzin- und ähnliche Brände bestimmten Schaum- und Tetrachlorkohlenstofflöscher gerechnet werden, und Trockenlöscher. Während die ersteren auf beträchtliche Wurfweiten und -höhen (bis 14 beziehungsweise 8 Meter) wirken und den Brandherd durch Herabsetzung unter seinen Entflam-

Digitized by Google

mungspunkt abkühlen, sowie durch den in großen Mengen infolge schneller Verdunstung der Löschflüssigkeit erzeugten Wasserdampf den Luftzutritt verhindern, wird bei den Trockenlöschern pulverisiertes doppeltkohlensaures Natron, dem zur Verhinderung der Klumpenbildung Kieselgur (Infusorienerde) beigemischt ist, durch Handkraft oder durch Preßgase auf den brennenden Gegenstand geschleudert. Bei den mechanischen Trockenlöschern wirkt auch das austretende Preßgas, je nach der Entfernung des Löschenden vom Brandort (1 bis 4 Meter) und der Art des Feuers, mehr oder weniger „schlagartig" mit. Ihre Stärke ist, ebenso wie bei den Tetrachlorkohlenstofflöschern, die Bekämpfung von Flüssigkeits- und Elektrizitätsbränden. Schwieriger sind sie zu verwenden, wenn in irgendeinem Bodenraum oder Schuppen ein Brand ausgebrochen ist, der so groß ist, daß er nicht mit dem vorhandenen Apparat restlos gelöscht werden kann. Hier ist der Naßlöscher, wegen der größeren Dauerwirkung und der leichten Möglichkeit, ihn nachzufüllen, überlegen. Die Wirkungsweise und die besonderen Vorzüge der verschiedenen in den Handel gebrachten Handfeuerlöscher ist aus den Beschreibungen der herstellenden Firmen ersichtlich, so daß hier auf Wiedergabe verzichtet werden kann. Ihnen allen ist eins gemeinsam: die Tatsache, daß durch das Vorhandensein eines Handfeuerlöschers wenigstens etwas für den Feuerschutz getan worden ist. Dann aber wird durch den Anblick des sichtbar aufgehängten, zumeist gelbrot gestrichenen Apparates jeder Hausvater, jeder verantwortliche Leiter irgend eines Betriebes an die Möglichkeit einer Feuersbrunst erinnert und ihm mahnend zugerufen: „Bereit sein ist alles!"

Digitized by Google

Der Bandit der Sierra

Eine Burleske / Von Wilhelm Rhenius

Fred Berk zog sich nach dem Tod seines Vaters vom Geschäft zurück. Er hatte genug von Dachpappe; denn damit hatte der alte Berk das Geld gemacht, das jetzt dem Sohn ermöglichte, an etwas anderes zu denken und besonders naturwissenschaftlichen und literarischen Liebhabereien nachzugehen.

Fred war ein hübscher, aber stiller und zurückgezogen lebender junger Mann von etwa dreißig Jahren; er liebte die Natur und alles, was da kreucht, fleucht, kribbelt und krabbelt und war mäßig poetisch veranlagt. Seine Verse waren das einzige, das ihm bei seinen wenigen Freunden ein gewisses Ansehen erwarb; denn sie hörten ab und zu eines seiner Gelegenheitsgedichte, wenn sich ein anderer dazu bereit fand, es vorzutragen. Hie und da erschienen auch in irgendeiner Zeitung ein Gedicht oder eine Erzählung unter dem angenommenen Namen „Manfred". Daß sich darunter Fred Berk verbarg, wußte aber niemand außer dem Redakteur.

Die Leute verstanden seine naturschwärmerische und träumerisch veranlagte Natur gar nicht. Auch seinem Vater waren diese Torheiten verächtlich erschienen. Und doch mußten sie das Erbteil irgend eines seiner teutonischen Ahnen sein, denn Amerika war ein Boden, in dem sie sonst nicht so leicht gedeihen. Diese Anlagen hatten sich unter Geschäftsbüchern und dem Druck der väterlichen Autorität nicht entfalten können und waren nun nicht mehr gehemmt.

Fred Berk hatte sich einen kleinen Besitz in einem ab-

Digitized by Google

gelegenen Teile von Long Island gekauft und lebte da seinen Liebhabereien. Die Hoffnung, eine Lebensgefährtin zu finden, mit der er in glücklicher Seelenharmonie fern vom Geräusch der Welt ein Wonnedasein führen könne, begann er langsam einzusargen. Wenn wirklich der beinahe undenkbare Fall eintreten sollte, daß er in der ihn umgebenden Unnatur ein so seltenes Wesen finden würde, so kam erst die beinahe ebenso große Schwierigkeit für ihn, es zu erringen, denn er war in der Liebe ein geborener Platoniker.

Da traf er eines Tages beim Käfersammeln in den Büschen Long Islands ein junges Mädchen, das sich einen Strauß von wilden Blumen pflückte und bei seiner Annäherung erschreckt nach dem großen Landsitz des Multimillionärs Potter hinübereilte.

Fred Berk stand wie verzaubert. War es möglich! Gab es wirklich so etwas auf Long Island?

Er ließ einen eben gefangenen Käfer achtlos fallen. Wie im Traume ging er heim und warf sich, in Ermanglung einer anderen mitfühlenden Seele, den Musen in die Arme. Er schrieb glühende Verse, die er, nachdem er alle Fenster geschlossen hatte, seinen vier Wänden vordeklamierte und heftig errötete, wenn er dabei zufällig in den Spiegel sah. Als er sich erschöpft hatte, verbrannte er alles im Kamin und fühlte nach dem poetischen Rausch das graue Alltagselend über sich kommen.

Alice Potter war die siebzehnjährige Tochter des reichen William Potter, der ebenfalls auf Long Island wohnte. Das junge Mädchen war kürzlich aus dem Ausland zurückgekehrt, wo sie den letzten Schliff erhalten hatte. Die wissenschaftliche Politur war aber so oberflächlich aufgetragen, daß sie schon auf der Rückreise abging und der natürliche Ton wieder durchschlug. Alice war heim-

Digitized by Google

gekehrt als dasselbe frische, harmlose, natürliche Kind, als das sie gegangen; bloß hübscher sah sie aus.

Unter den jungen Männern, die sie bald umschwärmten, war ihr noch keiner begegnet, der der Idealgestalt, von der sie ab und zu träumte, auch nur entfernt glich. Da traf sie eines Tages einen jungen Mann, der ihrem Traumbild beinahe zum Verwechseln ähnlich sah. Er sammelte Käfer in einer kleinen natürlichen Wildnis hinter dem väterlichen Besitz, wohin sie sich vor dem angesagten Besuch einiger ihr besonders unsympathischer Dandies geflüchtet. Als sie Waldblumen pflückte, war er gekommen, und sie war doch fortgelaufen wie vor einem Verhängnis.

Mit ihrer harmlosen Fröhlichkeit war es seitdem vorbei. Träumerische Weichheit kam über sie, die zeitweilig in schmerzlich-süßen Tränen und Schubertschen Liedern Ausdruck fand, die sie im stillen Gemach pianissimo spielte.

Fred Berk, dessen Verkehr mit Potters früher nicht über einige formelle Visiten hinausgegangen war, suchte es einzurichten, daß er bei den fast täglich veranstalteten Festen ein häufiger Gast war. Sein Verhältnis zu Alice blieb trotz des beseligenden Bewußtseins, daß seine Gefühle erwidert wurden, unklar.

Obgleich ihre bei seinem Erscheinen froh aufleuchtenden Augen und ein Farbenwechsel sein Herz und seine Pulse beschleunigten, so mühte er sich doch, äußerlich den Eindruck zu erwecken, als ob er völlig normal sei. Er benahm sich wie ein platonisch Liebender.

Das junge Geschöpf verstand nicht, wie sie das nehmen sollte.

Leider begriff dies aber Mrs. Potter umso besser. Die lebenskluge Frau hatte längst „eine Ratte gerochen", wie die nicht sehr ästhetische aber echt amerikanische Redensart

Digitized by Google

lautet, und war entschlossen, daraus nichts werden zu lassen.

Mrs. Potter schwamm nicht nur selbst auf den obersten Schichten der Neuyorker Gesellschaft, sondern brachte es auch fertig, ihren Gatten auf gleicher Höhe zu halten.

Bill Potters Vermögen stammte aus einer großväterlichen Knopffabrik. Er zeigte sich wohl dann und wann geneigt, in die trüben Tiefen des Plebejertums unterzutauchen, aber ein Ruck seiner willenstarken Gattin brachte ihn immer wieder in die Gesellschaft zurück.

Obgleich nun zwar das Familienwappen der Potters aus nichts Besserem bestand wie aus einem Knopf mit der Umschrift: „Potter & Co.", so hatte doch Mrs. Potter den Vorsatz gefaßt, daß dies kein Hindernis zu den höchsten Zielen sein dürfe.

Ihre Tochter Alice sollte diesen Makel vollends tilgen; sie sollte über das kompromittierende Knöpfchen ein Krönchen stülpen. Da zu ihrem Schmerz die Vereinigten Staaten so etwas nicht hervorbrachten, richteten sich ihre verlangenden Blicke sehnsüchtig gen Osten.

Und eines Tages tauchte ein solch exotisches Geschöpf in der Gestalt des Grafen Radowitz aus den Tiefen des irgendwo unten in Europa gelegenen Kroatien auf.

Man munkelte von dem hohen Herrn, daß er nicht nur Junggeselle sei, sondern daß auch sein Stammschloß schon von einem Grafen Radowitz gegen die Hunnen verteidigt worden sei. Dies genügte Mrs. Potter zunächst, obgleich sie sich nur verworrene Vorstellungen von den Hunnen machte, und sie bemächtigte sich des Grafen, ehe es sonst jemand tun konnte.

Bill konnte inzwischen für die Bestätigung jener beglückenden Gerüchte sorgen.

Graf Radowitz benahm sich, wie man es von einem

Digitized by Google

Mann seines Standes erwarten mußte. Er war hübsch, schlank und tadellos gekleidet, mit einem verführerisch wirkenden schwarzen Schnurrbärtchen und schmelzenden Blicken aus dunklen Augen. Beinahe das Anziehendste an ihm war, daß er so gebrochen Englisch redete, denn in dieser Hinsicht besteht meist ein krasser Unterschied zwischen einem eingewanderten Grafen und einem ausländischen Handlungsgehilfen.

Mit liebenswürdigem Takt ging der Graf über den Potterschen Stammknopf weg, und sein Verhalten Alice gegenüber ließ bald auch bei dem Harmlosesten keinen Zweifel mehr darüber aufkommen, daß er kein Bedenken tragen würde, trotz seines fleckenlosen Wappenschildes eine Miß Potter zur Herrin seines kroatischen Stammschlosses zu machen.

Auch bei Alice tagte es. Sie kannte die schwache Seite ihrer Mutter und war lange genug in Europa gewesen, um — wenigstens vom Hörensagen — die schwache Seite eines Grafen kennenzulernen. So reimte sie sich alles ganz hübsch zusammen. Aber sie würde dafür nicht zu haben sein! Ach, wie ihr liebesschweres Herz sich nach einer Erklärung des Mannes ihrer Wahl sehnte. Das hatte ihr Mut und Festigkeit in dem bevorstehenden Kampfe gegeben.

Fred Berk wurde von diesem an seinem Liebeshimmel aufsteigenden düsteren Gewölk aus seinen platonischen Träumereien aufgerüttelt. Er beschloß, in frischem, männlichen Anlauf die Festung zu nehmen und gegen alle Grafen der Welt zu verteidigen.

Aber die wachsame Mrs. Potter handelte rascher.

Als Fred eines Tages bei Potters erschien, war das ganze Haus ausgeflogen. Die Familie war mit dem Grafen und einigen anderen Auserwählten nach San

Digitized by Google

Franzisko gereist. Von da aus wollten sie dann eine Tour in das Hochgebirge der Sierra Nevada unternehmen.

Fred Berk wagte sich kaum auszumalen, was in Kalifornien in der nächsten Zeit alles geschehen könne.

Nein! Er durfte sein Kleinod nicht aus den Augen lassen! Kurz entschlossen stieg er in den nächsten Overlandzug und raste hinterher.

In San Franzisko angekommen, ermittelte er leicht, daß die Reisegesellschaft im San-Francis-Hotel abgestiegen sei, und suchte ein benachbartes Gasthaus auf.

Nun erst fragte er sich, was er hier tun solle. Dem Zuge seines Herzens folgend, hätte er am liebsten den Grafen in die Bai von San Franzisko geworfen, wo sie am tiefsten war, und wäre mit der Geliebten nach den Fidschiinseln entwichen.

Nach langem Grübeln beschloß er, Alice in einem Brief sein Herz zu öffnen und ihr ihn zustecken zu lassen, da er Mrs. Potter zutraute, daß sie einen mit der Post gesandten Brief öffnen würde.

Er verfaßte die Epistel.

In der Frühe des folgenden Tages schlich er nach dem San-Francis-Hotel, um jemand vom Personal zu bestechen, Alice den Brief heimlich zuzustecken.

Im Foyer des Hotels rannte er mit Bill Potter zusammen.

„Hallo, Berk!“ rief der alte Herr, „Sie sind auch hier? Das ist eine angenehme Überraschung. Wir wollen heute alle nach dem Yosemitetal in der Sierra. Sie kommen doch mit? Keine Ausrede!“

Fred konnte nichts erwidern, denn Bill Potter faßte ihn unter den Arm, führte ihn vor ein anstoßendes Gemach, stieß die Tür auf und schob ihn hinein. „Hier ist noch einer, der mitgeht,“ sagte er gemütlich.

Digitized by Google

Im Zimmer fand er die ganze Reisegesellschaft beim Frühstück.

Einige Sekunden blieb es still. Berk, der es in diesem Augenblick als Segnung des Himmels betrachtet hätte, wenn irgend ein Gebäude in der Nachbarschaft in die Luft geflogen wäre, fühlte das konzentrische Feuer von etwa einem Dutzend Augenpaaren auf sich gerichtet.

Endlich löste sich die Spannung. Da waren solche, die sich lebhaft freuten, darunter ein junges Mädchen, das abwechselnd rot und blaß wurde; aber da war auch eine entrüstete Mutter und ein kroatischer Graf mit einem „Hol-dich-der-Teufel"-Ausdruck in dem verblüfften Gesicht.

Aber Fred war nun einmal da und man mußte ihn mitnehmen. Da man taktvoll genug war, ihn nicht nach dem Grunde seiner plötzlichen westlichen Reise zu fragen, so begann er, nachdem er der Einladung, mit zu frühstücken, gefolgt, wieder leichter zu atmen und wagte es, Alice anzusehen.

Sie saß zwischen dem Grafen und der Mutter, und Fred sank bei diesem Anblick das Herz in die Schuhe. Würde er diese Barrieren jemals niederreißen können?

Nach dem Frühstück und sobald alle nötigen Vorbereitungen getroffen waren, begann die Reise in zwei Automobilen. Daß Fred Berk nicht in das Automobil kam, in dem Alice saß, war begreiflich. Ihm blieb der schwache Trost, wenigstens Bill Potter neben sich zu sehen und so zu sitzen, daß er einen braunen, flatternden Schleier und ab und zu ein sich umwendendes liebes Gesichtchen erblicken konnte.

So ging die Fahrt nach Süden, dann quer durch das reizlose Joaquintal und schließlich hinein in die ersten Ausläufer des mächtigen Gebirgstockes, wo einzelne versprengte Kiefern und Eichen, Felsblöcke und reißende Ge-

Digitized by Google

birgsbäche einen Begriff davon gaben, was nun kommen sollte.

Weiter ging es hinauf, die Kiefern standen nach und nach dichter zusammen, der Weg wurde steiler, die Bäche brausten stürmischer. Dann kamen dichte, dunkle Tannenwälder. Höher ging es empor. Aber noch immer in weiter Ferne schimmerten die unter ewigem Schnee vergrabenen Spitzen des Hochgebirges.

Fred Berk, der sonst so schwärmerische Naturfreund, achtete kaum auf die herrliche Landschaft. Er kauerte in seinem Sitz, führte eine oberflächliche Unterhaltung mit Bill und ließ nie den braunen Schleier aus den Augen.

Da, wo der Weg in eine scharfe Kurve ausbog und auf einer Seite ein Abgrund gähnte und auf der anderen ein finsterer Wald aufragte, blieb das vorderste Automobil mit einem plötzlichen Ruck und scharf angezogenen Bremsen stehen. Die Insassen des zweiten Wagens sahen zu ihrem Befremden, daß der Chauffeur des ersten Gefährtes die Hände hochhielt und die Passagiere nach aufgeregtem Schreien, Kreischen und Durcheinander schließlich gleichfalls die Hände erhoben.

Der zweite Wagen mußte notgedrungen auch halten. „God damn!“ und „hold-up!“ fluchte Bill Potter und richtete sich mit Fred auf, beide die Hände an den Revolvertaschen.

Im Nu waren beide Maschinen von aus dem Dickicht hervorbrechenden maskierten und mit Büchsen bewaffneten Gestalten umgeben, und auch die Insassen des zweiten Automobils mußten sich bequemen, die kategorische Aufforderung: „hands up!“ zu befolgen.

Dann mußte sich die ganze Reisegesellschaft nebst Chauffeuren am Straßenrand mit emporgereckten Händen aufstellen.

Digitized by Google

Einer der Banditen — offenbar der Führer — leitete die Ausplünderung, die in der nonchalanten Weise der Sierrabanditen vor sich ging. Die Männer, besonders Bill Potter, fluchten und wetterten und die Damen standen bleich mit zitternden Händen da.

Fred Berk war im allgemeinen Durcheinander neben Alice gekommen. Der kroatische Graf stand auf der anderen Seite des jungen Mädchens am Ende der Linie.

„O wie schrecklich!" jammerte Alice.

„Fassen Sie sich, Miß!" beruhigte Fred, dem die Veränderung nicht ungelegen kam, „so etwas kommt hierherum beinahe alle Tage vor."

„Ich kann meine Arme nicht mehr hochhalten," klagte sie. „Wenn ich sie sinken lasse, bringt man mich um."

„Halten Sie sich an meinem Arm fest — man wird Ihnen das erlauben," sagte der junge Mann und wunderte sich über seine Kühnheit.

Als sie einen seiner emporgestreckten Arme mit beiden Händen umklammerte, rieselte es heiß und kalt über seinen Rücken und sein Herz schlug im Takt des Yankee-Doodle.

Während dieser kleinen Szene brummte der Graf unverständliche heimatliche Flüche durch die Zähne.

Jetzt kam die Reihe, untersucht zu werden, an Fred. Der Bandit ergriff im Handumdrehen Geld, Uhr sowie eine Busennadel; dann zog er aus der Brusttasche des jungen Mannes einen Brief hervor. „Miß Alice Potter," las er.

„Hier," sagte das junge Mädchen geistesabwesend.

„Hoho!" rief der dabeistehende Hauptmann der Bande, „gebt mir den Brief!"

Er blickte durch die Schlitze seiner Maske von Fred auf Alice und von Alice auf Fred. Dann sagte er halblaut:

Digitized by Google

„Da die Miß ihre Hände nicht frei hat, will ich ihr den Brief vorlesen."

Jäh faßte Berk nach dem Hals des Banditen, aber zwei andere stürzten sich auf ihn und stellten ihn wieder zurecht.

„Noch eine solche Bewegung," sagte der Bandenführer drohend, „und dieser Brief ist zugleich Ihr letzter Wille, denn daß Ihr den Brief geschrieben habt, ist für mich jetzt klar."

„Lassen Sie ihm seinen Willen," stammelte Alice, Freds Arm krampfhaft pressend, „tun Sie es um meinetwillen!"

Der Bandit erbrach den Brief und las: „Teuerste Miß Alice!"

Fred Berk machte mit den Fingern eine krampfhafte Bewegung in der Luft, als fische er nach einem rettenden Seil, um an ihm in die Wolken zu klettern.

Unter dem tiefsten Schweigen sämtlicher las der Räuber weiter: „Ich konnte es nicht ertragen, fern von Ihnen zu sein! Seit jenem unvergeßlichen Augenblick, wo ich Sie an einem stillen Plätzchen Long Islands traf, bin ich von der süß-schmerzlichen Gewißheit durchdrungen, daß ich ohne Ihre Liebe nicht leben kann. Angst, daß etwas zwischen uns treten könne, verzehrt mich. Geben Sie mir ein Wort, ein Zeichen, eine Hoffnung! — Ihr selig-unglücklicher Fred Berk."

Die beiden standen wie mit Blut übergossen da.

„Alice, mein unglückliches Kind!" klagte Mrs. Potter erschüttert.

„Verdammter Junge!" knurrte Bill.

„Ruhe!" befahl der Anführer. „Nun, wie steht's, Miß?" fragte er, seine Büchse klirrend auf den Boden setzend, „wollen Sie den Jungen?"

„Ja," hauchte Alice, bei dem verdächtigen Klang zusammenfahrend.

Digitized by Google

„Alice!" kreischte die Mutter.

„Gebt ihr ihre Sachen wieder und ihm die seinigen, es soll mein Brautgeschenk sein," sprach der Anführer.

„Was fällt dem Kerl ein, hier den Friedensrichter zu spielen!" brach entrüstet Bill los.

„Mit diesem Recht!" rief der Bandit, auf seine Büchse klopfend.

Als letzter wurde jetzt der Graf von dem Anführer seiner Kostbarkeiten entledigt. Ein Geldtäschchen wurde ihm zuerst genommen. Darauf löste der Räuber die Uhrkette von der Weste und zog mit einem Ruck daran. Am Ende hing ein — Schlüssel!

„Wo ist die Uhr?" rief er entrüstet.

Der Hochgeborene schwieg.

Ein Griff in die Brusttasche folgte; ein Brief in zierlichem Umschlag kam heraus.

Der Bandit hielt ihn an die Nase.

Unter seinen Kameraden entstand eine Bewegung. „Vorlesen!" rief einer, „die Luft ist noch rein."

Der Hauptmann erbrach den Brief und las: „Dear Graf! — Wie nett war doch der gestrige Abend, den wir miteinander verlebten. Besonders, nachdem ich im Varieté die alten dummen Späße zum soundsovielsten Male vorgetragen hatte. Es war mir unsagbar fatal, daß Du nach dem wirklich first class supper auch noch Deine hübsche goldene Uhr mit drauflegen mußtest, weil es sonst nicht gereicht hätte. Na, wenn Du den kleinen Potterschen Goldfisch gefangen hast, kaufst Du Dir eine neue. Dann bricht auch für mich die Morgenröte einer schöneren Zukunft an, denn meine Schulden schwellen in bedrohlicher Weise an. Es ist höchste Zeit, daß Du etwas für mich tust. —

Wie ich höre, wollt Ihr alle nach Kalifornien. Benutze

Digitized by Google

die Gelegenheit, mein Junge, und kehre als glücklicher Bräutigam zurück zu Deiner M. A."

Die Bravorufe der Banditen übertönte ein Wutschrei Bills, der in den Tälern weit und breit ein Echo weckte. „Verdammter Schurke!" brüllte er zu dem Grafen hinüber.

„Bill," stöhnte seine Gattin, „for God's sake! Kompromittiere uns nicht noch mehr."

Mit der strengen Weisung an die Reisenden, noch fünf Minuten in ihren Stellungen zu verharren, zogen sich die Banditen mit ihrer Beute in das Dickicht zurück.

Nach und nach löste sich die Gesellschaft aus ihrer Erstarrung.

Einige Monate später feierte man bei Potters in Fifth Avenue in Neuyork Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit hielt ein maliziöser Hausfreund folgende Rede:

„Die Liebesgeschichte unseres Freundes Fred Berk begann in einer etwas abgelegenen Gegend Long Islands, artete in eine Hetzjagd über den Kontinent aus und fand ihren Abschluß unter den Rifles einer Räuberbande der Sierra Nevada. Das klingt schauerlich, verlief aber unblutig, indem die Büchsen nur dazu dienten, die Lage zu klären und Erleichterung in mehrfachem Sinne hervorzurufen.

„Das Zustandekommen dieses Liebesbundes haben wir demnach einem Räuber zu verdanken. Ich bitte Sie deshalb, wohl oder übel Ihre Gläser zu erheben und mit mir einzustimmen in den Ruf: ‚Es lebe der Bandit der Sierra! — wenn er noch nicht gehängt ist!'"

Digitized by Google

Im Kampf mit den Meereswogen

Von Julius Märkel / Mit 13 Bildern

Der Kampf mit den Elementen ist nirgends so gewaltig und so unmittelbar wie an den Küsten eines Landes. In solchen Gebieten wachsen sturmerprobte, mutige Menschen heran, die in ungebrochenem Willen den Naturgewalten Trotz bieten. Solche Kämpfer sind anders geartet als die Bewohner der vom Meer entfernten Länder; davon zeugen ihre Gesetze. Jahrtausende hindurch lebten die Friesen am Gestade der Nordsee und behaupteten sich dort gegen See- und Landpiraten, gegen Wind, Wetter und Sturmfluten. Das alte Strandrecht forderte von jedem Küstenbewohner, eine Strecke des Deiches in Ordnung zu halten, der das dahinter liegende Land vor dem Andringen und der zerstörenden Gewalt des Wassers schützen soll. Ein altes Wort lautet: „Wer nicht will deichen, muß weichen." Geld, das für den Deichbau nötig war, wurde nie gestundet, wer es schuldig blieb, wurde sofort gepfändet. Wer ein durch den Deich geschütztes Grundstück erwarb oder pachtete, mußte auch etwaige Rückstände seines Vorgängers übernehmen und ohne Aufschub bezahlen. Nach altgermanischer Auffassung beruhte auch die Leistung einer Nothilfe, wenn am Damm etwas schadhaft oder wenn er durchbrochen war, auf einer Pflicht der Nachbarlichkeit. In solchen Fällen waren alle Umwohner, so weit sie zu Hilfe kommen konnten und dazu aufgefordert wurden, zur Arbeit und Beiträgen verpflichtet, sogar die Bewohner der Geestländer, die den Überschwemmungen nicht ausgesetzt waren. Ein gewählter Vorstand,

Digitized by Google

Digitized by Google

der Deichgraf und die Deichgeschworenen, waren über die Leitung der Deichangelegenheiten gesetzt. Wenn jemand seinen Verpflichtungen nicht nachkam, so stieß der Deichgraf oder der Ortsschöffe einen Spaten in den vernachlässigten Deich. Das war ein Rechtssymbol, das jeder in seiner Bedeutung verstand. Wer diesen Spaten herauszog, übernahm damit die Pflicht, für die Instand-

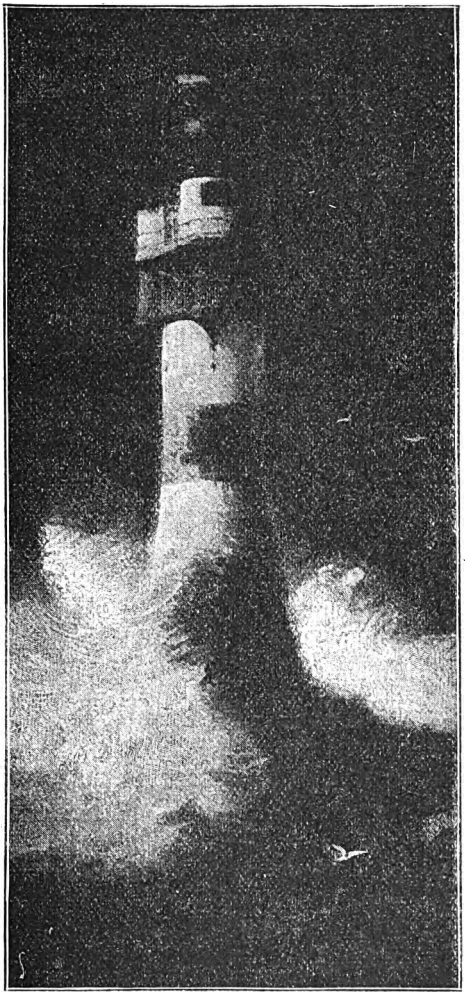
Nach der Sturmflut.

haltung des Erddammes zu sorgen, zugleich aber das Recht, den Saumseligen aus Haus und Hof, Land und Ackerfeld zu vertreiben und alles als sein Eigentum zu betrachten. Das war das alte, aus begreiflichen Gründen harte „Spatenrecht" der alten Friesen, die aus Notwendigkeit gewohnt waren, hart gegen hart zu setzen. Wo durch Nachlässigkeit eines einzelnen ein Unheil für alle drohte, gab es im Falle der Pflichtvergessenheit keine Rücksicht. Das Recht auf Haus und Hof konnte verloren werden, wenn jemand sich den Interessen der Gemeinschaft entziehen wollte.

In den Kämpfen gegen die immer drohenden Wasserfluten war kein Arm entbehrlich, alle mußten ihre Kraft

Digitized by Google

einsetzen, um sich vor den Sturmfluten zu schützen, die oft genug die Dämme durchbrachen und verheerend ins Land stürzend alles überfluteten. Im Laufe der vergangenen Jahrhunderte sind zahllose Dörfer vernichtet worden, wo einst blühende Gemarkungen lagen, rauschen längst die Fluten der Nordsee. Die Entstehung der west-, ost- und nordfriesischen Inselkette, der Zuidersee, das Dollart, sind auf das Wü-



Der Leuchtturm auf dem Roten Sande in der Wesermündung.

Digitized by Google

ten der Sturmfluten zurückzuführen. Holland sucht heute die Zuidersee trocken zu legen und mit Millionenausgaben einst verlorenes Land den Fluten wieder abzuringen.

Die vernichtende Gewalt einer Sturmflut vom Jahre 1717 schilderte der Emder Prediger Outhoff: „Nachdem es mehrere Tage stark aus Südwest geweht hatte, so daß starke Wassermassen durch den englischen Kanal in die Nordsee getrieben wurden, drehte der Wind nach Nordwest und flaute am Heiligen Abend ganz ab. In Emden ahnte daher niemand die drohende Gefahr. Der Mond stand im letzten Viertel und die nächste Flut war erst gegen sieben Uhr früh zu erwarten.

Da setzte unerwartet zwischen ein und zwei Uhr in der Nacht der Nordwest mit gewaltiger Wut ein, so daß schon eine Stunde später das Wasser durch die Straßen der Stadt strömte. Die Deiche brachen und die Flut ergoß sich in kurzer Zeit in die offene Ebene, alles ringsumher in einen aufgeregten See verwandelnd. Diese Sturmflut stieg mehr als drei Meter über die gewöhnliche Fluthöhe und bedrohte am schwersten Groningen, Ostfriesland, Jever und Oldenburg. Auf einer Strecke von zwanzig Meilen waren mindestens fünfundsiebzig Quadratmeilen überströmt. In der Stadt Emden stand in den Häusern das Wasser eineinhalb Meter hoch. Tiefe Löcher waren in die Straße gerissen worden. Im Amte Esens allein ertranken achthundertzweiundvierzig Menschen, in Dornumund und Westerackumersiel blieb von den Häusern keine Spur; alle Einwohner waren umgekommen. In Werdum trieb ein Haus, auf das fünf Menschen geklettert waren, meilenweit, bis es im Achterburer Moor in Trümmer ging.

Grauenvoll war der Anblick des Landes, nachdem das Wasser abgeströmt war. Überall auf den Feldern lagen

Digitized by Google

Digitized by Google

Leichen; Mütter, die noch im Tode ihr Kind fest umklammert hielten, dort steif gefrorene Männer, zwischen Haustrümmern oder Baumästen hängend, und andere mit halben Leibern im Schlamm steckend, einzeln oder in Gruppen beisammen. Gegen einen Steg bei Dornum hatte die Flut dreißig Leichen aufgestaut. Überall sah man Trümmer von Häusern, Scheunen, Brücken, Möbel und Ackergerät, vermischt mit den Kadavern der Tiere.

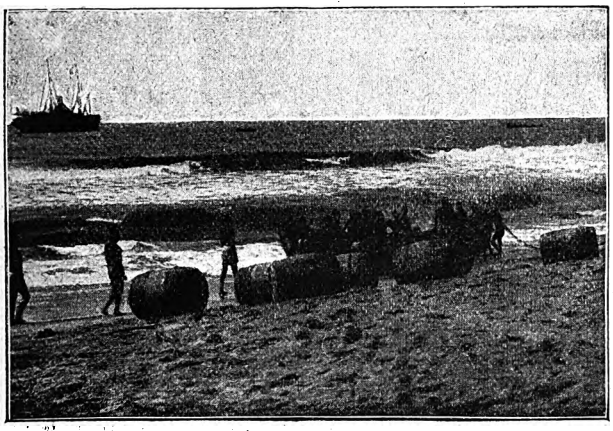
Keine Familie an der Küste war verschont geblieben. Die Flut war erbarmungsloser gewesen als ein blutiger Krieg. Es fehlte an Lebensmitteln, an Saatkorn, Vieh und Feuerung. Die Angst, daß jederzeit eine neue Sturmflut durch die zerstörten Deiche dringen könnte, lähmte anfangs jeden Willen zur Arbeit. Diese Flut gehört zu den schwersten, die uns aus geschichtlicher Zeit genau übermittelt worden ist. Zehntausendachthundertachtundzwanzig Menschen, neunzigtausend Stück Vieh fanden ihren Tod, fast fünftausend Häuser wurden gänzlich vernichtet, nahezu dreieinhalbtausend schwer beschädigt. Es dauerte mehrere Jahre, bis die Anwohner ihre zerstörten Deiche wieder wetterfest geschlossen hatten."

Nicht nur Sturmfluten bedrohen die Küstenbewohner, die Gewalt der Wellen fordert viele Opfer. Ungeheuer ist ihre Wucht. Den Druck der Wellen hat man bei heftigen Stürmen auf dreißigtausend Kilo auf jeden Quadratmeter bestimmt. Am Leuchtturm von Eddystone werden sie in der Brandung bis zu fünfundvierzig und fünfzig Meter hinaufgetrieben, und das Wasser stürzt gleich einem Wasserfall auf die Turmspitze von der Höhe herab. In Cherbourg wurden mehrere Vierundzwanzig-Zentimeter-Kanonen aus den Fundamenten gerissen und ins Meer geworfen. Von einem gewaltigen Sturmwogengang wurde der Leuchtturm zu Eddystone zer-

Digitized by Google

trümmert, so daß man später kaum eine Spur von ihm und von dem für unüberwindlich festgehaltenen Fundament auffinden konnte.

Der Weltreisende Otto von Kotzebue befand sich bei einem heftigen Sturm auf Deck. Mit Schrecken nahm er die Annäherung einer Welle wahr. Sie warf ihn nieder und traf ihn so schwer, daß er mehrere Tage im Bett

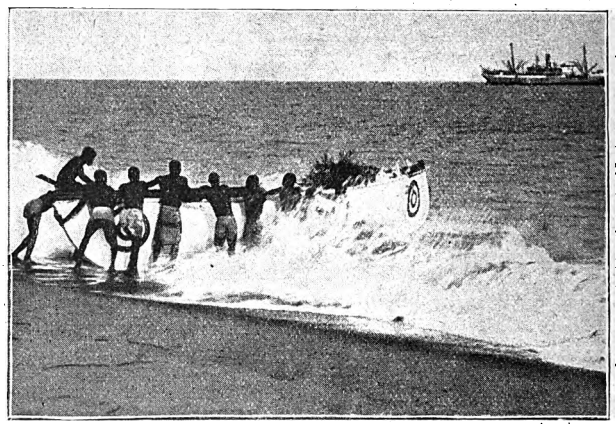


Landung von Gütern am Strand von Lome in früherer Zeit.

liegen mußte. Von den ihn begleitenden vier Matrosen wurde einer in die See geschleudert, einem andern das Bein zerschmettert und den beiden übrigen, die das Steuerruder halten wollten, Arme und Rippen zerbrochen; das Steuerrad, der Vordermast und ein Balken von hundertzwanzig Zentimeter Querschnitt erlagen der furchtbaren Kraft dieses Wogenschlages. Ein schweres Amt haben die Lotsen, wenn ihnen die Aufgabe gestellt wird, Schiffe bei hohem Seegang in Sicherheit zu bringen. Leuchttürme können oft nur in langen Zwischenräumen

Digitized by Google

erbaut werden; man muß die Zeiten abwarten, wenn das Meer nicht zu bewegt ist. Nicht überall ist es für Schiffe ungefährlich, die ihre Ladungen zu löschen haben; wenn es an einem guten Hafen fehlt, ist das eine harte und aufopfernde Arbeit, bei der Menschen und Waren zugrunde gehen. In unseren verlorenen Kolonien an



Ausbringen eines Brandungsbootes.

der afrikanischen Küste mußten große Schwierigkeiten überwunden werden. R. Büttner schrieb darüber: „Recht ungünstig waren in Togo am Strand von Lome in früherer Zeit die Verkehrsverhältnisse zwischen dem Meere und dem Strand. Manches Mal konnten die ankommenden Schiffe keine Bootsverbindung wegen der Brandung mit dem Lande herstellen. Im besten Falle mußten die Schiffe weit draußen auf der Reede vor Anker gehen und dort Güter und Personen in vom Strand herbeieilenden Landungsbooten ausschiffen. Gar manche dieser Boote schlugen in der Brandung um

Digitized by Google

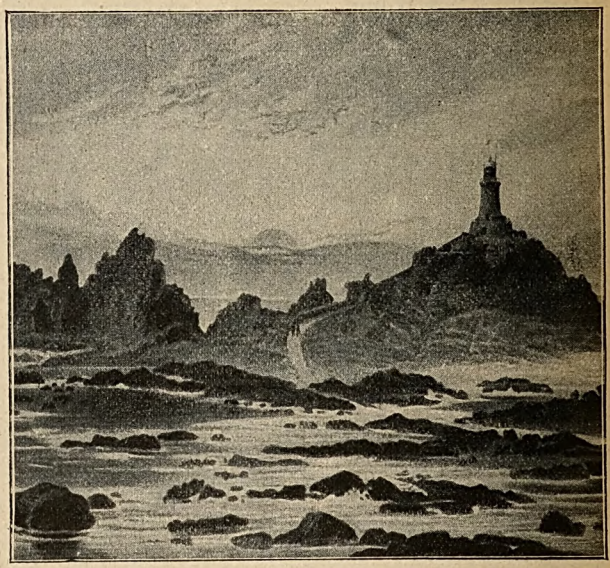
und nicht immer wurden die ins Wasser gefallenen Menschen und Güter gerettet, letztere nur dadurch, daß sie von den Wogen ans Land gespült wurden. Für manche Güter: Tabak, Salz, Pulver, wäre ein solches Bad vernichtend gewesen, deshalb mußte man auf das Löschen verzichten. Anderes konnte nur unter größten Schwierig-

In der afrikanischen Brandung. Einschiffung eines Passagiers.

keiten gelandet, beziehungsweise verschifft werden, wie Vieh, schwere Maschinen. Personen passierten die Brandung selbst im günstigsten Fall nicht ohne einige Spritzer. Dem Passagier des umgestürzten Bootes drohte auch noch die Gefahr, von einem Hai erfaßt zu werden. Außer dem vielfachen Schaden, der bei der Landung entstand, und der von der Seeversicherung nicht vergütet wurde, war diese Art des Verkehrs kostspielig, denn sie erforderte zu jedem der teuren Brandungsboote eine geschulte Kruboymannschaft." Es war unumgänglich, eine eiserne

Digitized by Google

Landungsbrücke zu erbauen; das geschah in den Jahren 1902 bis 1904 mit einem Kostenbetrag von achtmalhunderttausend Mark. Bevor diese Brücke errichtet war, ging es bei der Landung der Güter nicht ohne einen Verlust von fünf bis sechs Prozent ab; nachher sank dieser



Die Cortiereklippen auf der Insel Jersey, auf der sich ein Leuchtturm befindet.

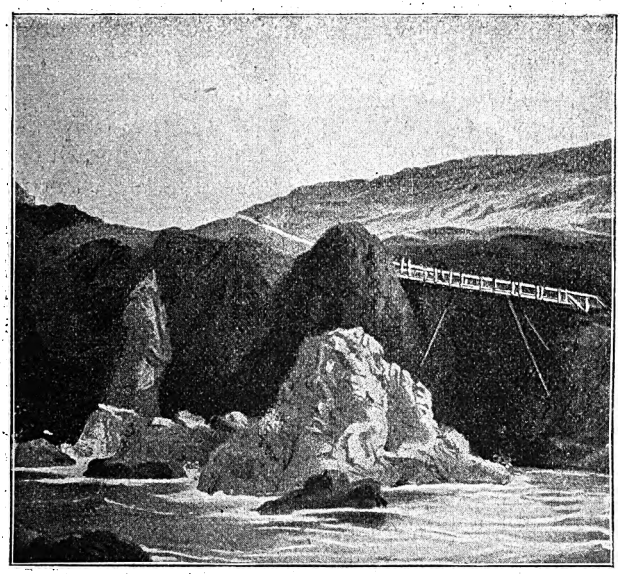
Betrag auf ein halb Prozent und Beschädigung der Waren durch Seewasser kam gar nicht mehr vor.

Für Handel und Verkehr boten sich in Südafrika große Schwierigkeiten, da es nur wenige brauchbare Landungsplätze dort gibt.

Es gibt eine Redensart: „Öl auf die Wogen gießen", womit die Besänftigung der Leidenschaften ausgedrückt

Digitized by Google

werden soll. Die Anwendung dieser Worte auf menschliche Verhältnisse ist merkwürdig genug, denn sie scheint von der Beobachtung herzurühren, daß die unruhige Oberfläche der See durch Daraufgießen von Öl geglättet wird, eine Tatsache, die schon im Altertum bekannt ge-



Küstenbildung auf Jersey.

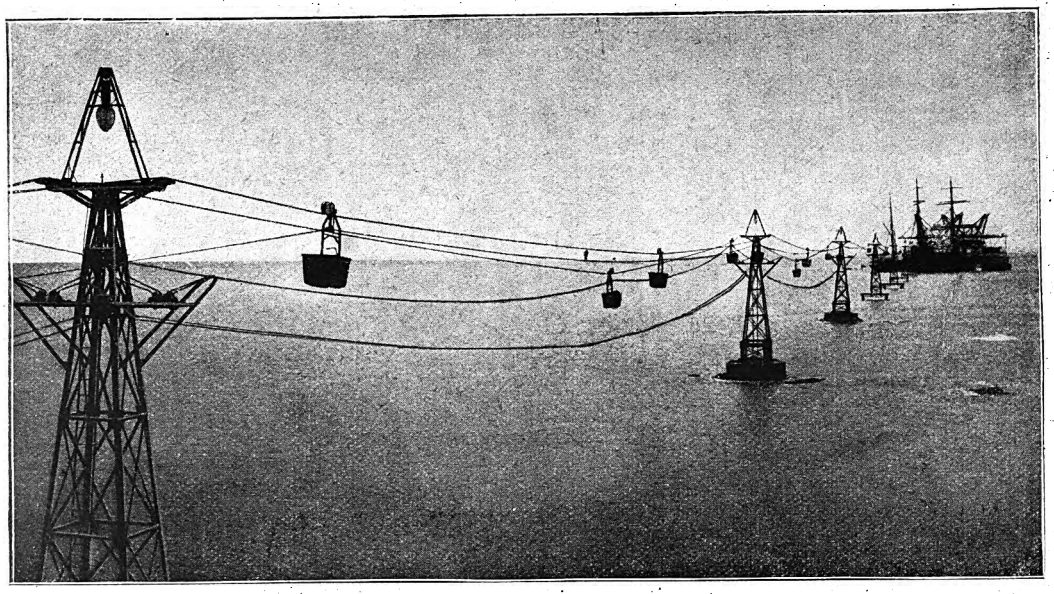
wesen ist. Aristoteles spricht davon und Plinius — im Jahr 65 n. Chr. — schrieb, das Öl besänftige die Wogen, und die Taucher spritzten deshalb aus dem Mund Öl auf die Wogen, damit diese sich glätteten und das Licht besser durch das Wasser hinabdränge. Im Jahre 1547 erwähnte Erasmus von Rotterdam diese Wirkung des Öls auf bewegtes Wasser.

Das klingt zunächst unglaublich. Und Heinrich Birn-

Digitized by Google

baum, der 1865 eine Abhandlung veröffentlichte, sagt, man sei versucht, an Zauberei zu denken, wenn man hört, daß die Brandung durch Ölaufgießen besänftigt werden könne. Ähnlich, wie das Plinius von den Tauchern seiner Zeit berichtete, weiß man von indischen Tauchern, daß sie in alter Zeit und noch heutigen Tags kleine, mit Öl gefüllte Flaschen mit in die Tiefe nehmen, um dann durch Ausfließenlassen des Öls die Oberfläche des Meeres zu ebnen und so für ihren Zweck durchsichtiger zu machen. Es fehlt aber auch nicht an glaubwürdigen Nachrichten, daß Seeleute ihr Fahrzeug durch Ausgießen von Öl über die stürmisch bewegte See vor dem Untergang gerettet haben, weil dadurch der brandende Wellenschlag besänftigt worden sei. Alte, vielgereiste Matrosen würden den sicher für einen Ketzer ihres Berufes ansehen, der daran zweifeln sollte, daß frisch geteerte Schiffe glatter gehen und stets eine ebenere See um sich behalten, als alte, lange auf Reisen befindliche Fahrzeuge, die von jenem fettigen Anstrich kaum noch eine Spur besitzen; auch wissen sie, daß an den Stellen des Meeres, wo Raubtiere in der Wassertiefe ölige Fische verzehren, der obere Wellenschlag auffallend beschwichtigt erscheint. Die Austernfischer unweit Gibraltar beruhigen das Meer durch Übergießen mit Öl, weil sie dadurch die Oberfläche augenblicklich klärt und sie viel besser in die Tiefe sehen können. Als im Jahre 1503 die Bermuda-Inseln von den Spaniern entdeckt wurden, erregte es Aufsehen, daß die Eingeborenen ihr Fischen durch Übergießen des Wassers mit Öl zu verbessern verstanden. Von den Bewohnern der Insel Texel wird nicht bloß gerühmt, daß sie ausgezeichnete Lotsen für das Ein- und Ausfahren der Süderse sind, sondern auch, daß sie sich meisterhaft auf den Büttenfang verstehen, wobei sie die schäumende

Digitized by Google



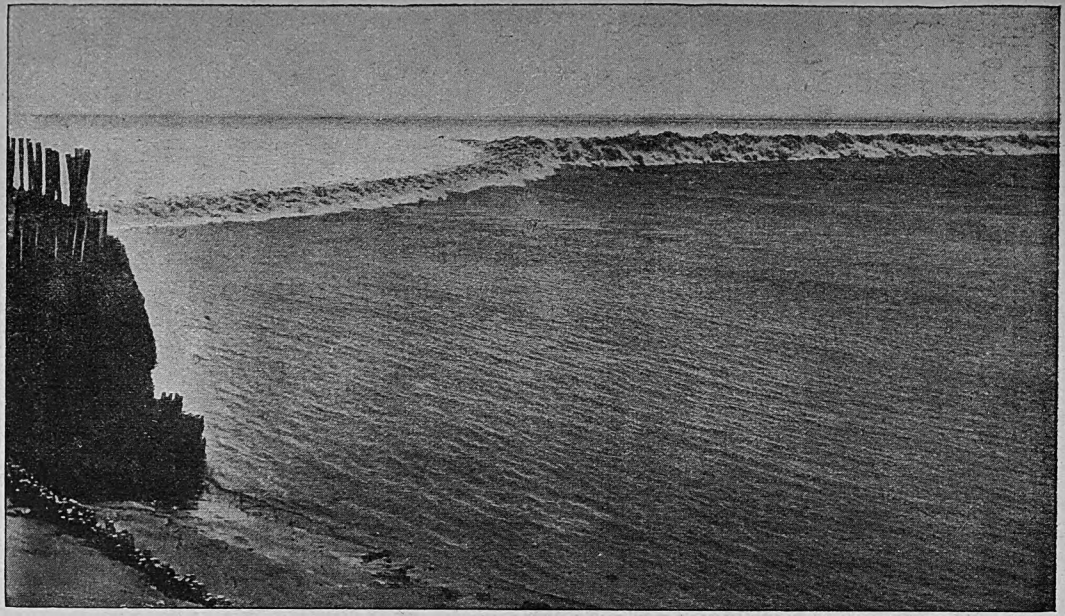
Lade- und Löschvorrichtung an einer unzugänglichen Meeresküste.

Digitized by Google

Unruhe des Wassers mit Öl zu beschwichtigen und dadurch zugleich durchsichtiger zu machen pflegen.

Benjamin Franklin, der sich gerne mit praktisch zu verwertenden naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigte, unternahm im Jahre 1773 Versuche zur Beruhigung der Meereswellen durch Öl. Eine Schrift von ihm erschien 1774 in London. Zu seinen Untersuchungen stand ihm anfangs nur ein Teich von hundertsechzig Quadratruten Oberfläche zur Verfügung. Zunächst ergab sich, daß ausnahmslos alle spezifisch leichteren Öle, auf Wasser gebracht, sich kräftig und mit großer Geschwindigkeit auf der Oberfläche ausbreiten, wobei Unebenheiten verschwanden, leicht schwimmende Körper vor dem sich ausbreitenden Öle hergetrieben wurden, bis eine ruhige spiegelnde Wasserfläche entstand, und auch die Durchsichtigkeit verbessert war. Stellte sich Franklin auf die Seite, von welcher der Wind herkam, der als Hauptursache der Wellenbildung angesehen werden konnte, so reichte fast immer ein Löffel voll Brennöl aus, um alle Kräuselwellen der ganzen Wasserfläche aufzuheben. Das Öl überzog rasch die gesamte Wasserfläche und bildete ein regenbogenfarbenschillerndes Häutchen. Nur selten waren zwei bis drei Löffel Öl nötig, eine völlige Beschwichtigung zu erzielen. Der Zweck wurde auch an jeder anderen Stelle erreicht, selbst da, wo Franklin dem Wind unmittelbar entgegenstand, nur etwas langsamer und nach mehrmaliger Wiederholung des Übergießens. Das Beschwichtigen der Kräuselwellen dauerte nicht stundenlang an, aber die Zeit reichte doch immer aus, um die Wirkung auf der gesamten Teichfläche deutlich beobachten zu können. Die Wirkung des Öls war fast gar nicht bemerkbar, wenn die Wellen nicht durch Wind, sondern durch wiederholte

Digitized by Google



Flutwellen im Tsiengtangfluß. Sie erscheinen in einer rauschenden, rasch fortschreitenden Wassermauer von zehn bis zwölf Meter Höhe.

Digitized by Google

Ruderschläge oder rasch aufeinander folgende Steinwürfe im Teich erregt worden waren. Auf offenem Meer zeigte sich ebenfalls der beschwichtigende Erfolg des ausgegossenen Öls unverkennbar, und zwar umso mehr, je weniger heftig sich der durch Luftbewegung erzeugte Wogengang ausgebildet hatte; jedenfalls war aber stets die obere kleinere Wellenkräuselung dadurch wie weggeblasen, so daß wenigstens die Durchsicht des Wassers bedeutend gebessert wurde; dagegen blieb das tiefergehende Schwanken der großen Meereswogen unverändert. Brandungen an steilen Felsenufern oder in Meerengen konnten dadurch nur wenig oder gar nicht beeinflußt werden; aber auch in diesen Fällen war nicht zu verkennen, wie das ausgegossene Öl für Augenblicke die Durchsichtigkeit des Wassers verbesserte.

Franklins Versuche ergaben weiterhin manches Merkwürdige. So fingen Holzstäbchen, die zur Hälfte in Öl getaucht waren, beim Hineinwerfen ins Wasser an, sich lebhaft zu drehen; wenn auf die bewegte Oberfläche des Teichwassers Häcksel, Sägemehl, zerkleinertes Eis oder andere leichte Körperteilchen gestreut wurden, so bewirkten diese das Beschwichtigen der kleinen Kräuselwellen ganz ähnlich wie das Öl; ja auch ein sanfter Regen rief die gleiche Erscheinung auf der bewegten Oberfläche des Teichwassers hervor.

Franklins Erklärungsversuche dieser Ergebnisse waren eines so bedeutenden Denkers würdig, doch verhehlte er sich nicht, daß sie nicht endgültig sein könnten, denn man besäße weder eine durchaus befriedigende Theorie der Wellenbildung, noch eine ausreichende Sammlung praktisch bezeugter Tatsachen, um die Wahrheit von allen Irrtümern gehörig säubern zu können.

Bedeutende Forscher bemühten sich um die Aufstellung

Digitized by Google

Helgoland bei schwerer See. Nach einer Kunstphotographie von F. Schensky, Helgoland.

Digitized by Google

einer Wellentheorie, die besonders durch die experimentellen Versuche der Gebrüder Weber gefördert wurden, die sich auch um die Erklärung der besänftigenden Wirkung des Öls auf das bewegte Wasser bemühten. Hier muß entschieden betont werden, daß kein ernster Forscher behauptet hat, daß auf das Wasser gebrachtes Öl plötzlich alle Wellen und Schwankungen gänzlich aufzuheben vermag; es ist immer nur von einem Beschwichtigen und Beruhigen der oberen Kräuselwellen die Rede gewesen. An ein Beseitigen des tieferen und großen Wogenganges dachte keiner, dem die ungeheure Gewalt dieser Meeresbewegung bekannt war. Auch Franklin hegte diesen Gedanken nicht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wußte man, daß alle Flüssigkeiten an ihrer Oberfläche eine überwiegend größere Dichtigkeit und Zähigkeit besitzen, als in ihrem Innern. Bei der Verbreitung des Öls auf Wasser muß die vermehrte Oberflächendichtigkeit noch entsprechend vergrößert werden. Dadurch entsteht ein Hindernis zum Zerreißen der Flüssigkeitsdecke, also auch ein wichtiger Grund zur Milderung der schäumenden Brandung der Wogen. Heinrich Birnbaum zweifelte trotz unzureichender Erklärungen nicht an der praktischen Bedeutung der so lange von den Seeleuten behaupteten Wirkung des Öls auf den Wogengang.

Seitdem sind weitere Versuche gemacht und eigene Apparate konstruiert worden. Im Jahre 1895 teilte das Patent- und technische Büro von Richard Lüders folgendes mit: Ein Geschütz in Form eines Mörsers wird mit einer Bombe schwach geladen, die mit Öl gefüllt und rund herum mit kleinen Öffnungen versehen ist, die geschlossen sind; wenn die Bombe in der Fahrrichtung des Schiffes jedoch abgeschossen wird und mit dem Wasser

Digitized by Google

in Berührung kommt, fließt aus den Öffnungen das Öl langsam heraus, so daß das dadurch seine Wirkung auf die brandende See längere Zeit ausüben kann, wodurch dem Schiff, das in Zwischenräumen immer neue Bomben ins Meer schleudert, stets freie Bahn und ungehinderte Bewegung geschaffen wird. Damals hieß es, eine größere englische Gesellschaft habe beschlossen, alle ihre Schiffe mit solchen Geschützen und Bomben zu versehen. Man hat aber nicht gehört, daß ähnliche Vorrichtungen zur Sicherung der Schiffe auf See sich durchgesetzt hätten. Zur gleichen Zeit war der französischen Rettungsgesellschaft ein Apparat vorgelegt worden, von dessen Wirkung man sich viel versprach. Ein Netz aus leichtem aber festem Material sollte, ins Wasser geworfen, den Seegang beruhigen. Der Erfinder wurde auf seine Idee durch die schon von vielen Seefahrern beobachtete Tatsache geleitet, daß schwimmende Pflanzen, die besonders häufig in der Nordsee vorkommen, ebenfalls mäßigend auf die Wellenbewegung einwirken. Mit diesem Mittel wurden in der Nähe von Quiberon Versuche vorgenommen, wobei ein Netz von achthundert Quadratmeter Gesamtfläche und fünf Zentimeter Maschenweite zur Verwendung kam. Die erzielten Ergebnisse erwiesen sich als derart günstig, daß der französische Marineminister eine besondere Kommission zum Studium dieser Vorrichtung einsetzte. Auch von diesem Beruhigungsmittel des Seeganges hat man später nichts mehr gehört.

Inzwischen klärten sich die Auffassungen über die Wirkungen der Ölschicht auf bewegtem Wasser. Verschiedene Gelehrte hatten sich damit beschäftigt, und man gelangte zu der Ansicht, daß, wenn eine Ölschicht auf die großen Wellen (Dünung) auch nur geringen Einfluß ausübt, die kleineren (sekundären) Wellen dagegen, und

Digitized by Google

die Wogenkämme, die für die Schiffer die gefährlichsten sind, fast ganz unterdrückt werden. Bei Versuchen erwiesen sich dickflüssige Öle geeigneter als dünnflüssige. Als nötige Menge zur Besänftigung des Seeganges bezeichnete man zwischen einem halben und neun Liter stündlich. Je nach der Größe der Schiffe und der Methode des Ölausgießens auf das Wasser brauchte man mehr oder weniger Öl. Das scheint nicht viel zu sein. Nach den Gesetzen der Hydrostatik steigert sich aber die Spannung einer Flüssigkeitslamelle mit abnehmender Dicke, so daß unter sonst gleichen Umständen die dünnste Ölschicht die größte Spannung besitzt. Durch die sich gegenseitig steigernden Kräfte der Oberflächenspannung des Wassers und des Öls tritt schließlich ein Gleichgewichtszustand ein, der die Bildung sekundärer Wellen und somit auch die Bildung von Wellenkämmen unterdrückt. Theoretisch ist heute größere Klarheit erreicht, als das zu Franklins Zeiten möglich gewesen ist; die praktischen Ergebnisse führten zu keiner allgemeinen und dauernden Anwendung, obwohl man allen Grund hätte, das Ziel zu erreichen, das Meer in der Nähe von Häfen oder zum Schutze der Wasserbauten zu beruhigen. Nun kam 1918 aus Amerika eine Nachricht, daß es dem Ingenieur Philipp Brasher in Neuyork gelungen sei, Preßluft als Wellenbrecher zu benützen. Er hatte ein Bollwerk konstruiert, das durch eine Sturmflut gänzlich zerstört wurde. Nun beschäftigte er sich mit den Theorien der Wellenbrandung, und gelangte zu dem Ergebnis, daß bei größerer Tiefe diese Bewegung rein oszillatorisch verläuft. Das „Brechen" der Wellen tritt erst bei geringerer Wassertiefe in der Nähe der Küste ein. Bisher war man darauf ausgegangen, diese Wassermassen durch Wellenbrecher aufzuhalten. Mit welch negativem Erfolg das erreicht zu

Digitized by Google

werden vermochte, davon hatte Brasher sich bei seiner Anlage überzeugt, die trotz aller bisher gewonnenen und konstruktiv angewendeten Erfahrungen durchaus vernichtet wurde. Nun kam er auf den Gedanken, die oszillatorische Wellenbewegung in größerer Tiefe einzuschränken; er ging dabei von der Idee aus, daß es dann nicht mehr zu der gefürchteten Brandung kommen könne. Sein Plan ging dahin, im Meer quer zu den von draußen herankommenden Wellen mehrere parallel laufende Röhren zu versenken, die auf ihrer Oberseite mit Löchern versehen waren, aus denen Preßluft ausströmen konnte. Er rechnete damit, daß durch den Luftstrom die heranrollenden Wellen aufgehalten, zusammenbrechen müßten. Der erste dieser Wellenbrecher wurde auf Crotch Island angelegt. Brasher berichtet darüber: „Der Ladeplatz eines Steinbruches, der sich dort befand, war dem Ostwind derartig ausgesetzt, daß man bei stürmischem Wetter das Beladen der Boote nicht vornehmen konnte. Als der Versuch begann, spritzte der Schaum der Brandungswogen über die Kronen der am Strand stehenden Bäume. Nun begann das Ausströmen der Preßluft durch die Röhrenleitung und eine Viertelstunde danach war das Wasser diesseits des Wellenbrechers so ruhig geworden, daß der Inspektor des Steinbruches sich in einem leichten Ruderboot hinauswagen konnte."

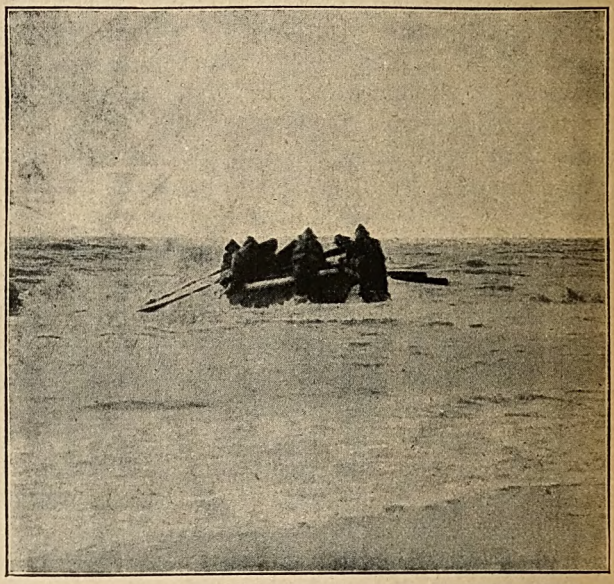
Als der Dampfer „Yankee" auf einem Felsen festgefahren war und im Sturm zu scheitern drohte, gelang es, ihn durch Verwendung der Preßluftanlage zu retten; das Meer war in der Umgebung des schwer gefährdeten Dampfers ruhig geworden.

In der Zeitschrift „Hansa" erschien kürzlich ein Aufsatz des Lotsenkommandeurs M. Ratke, in dem er über Brashers Neuerung berichtet. Demnach ist eine solche

Digitized by Google

Preßluftanlage auch in El Segnudo, in Kalifornien, eingerichtet worden. Die kann jederzeit in Tätigkeit gesetzt werden und dient zum Schutze der von den Wellen stark bedrohten Landungsbrücke.

Bestätigen sich die von amerikanischen und englischen



Boot in der Brandung.

Zeitungen und Zeitschriften in lebhaften Schilderungen gemeldeten Erfolge der Brasherschen Erfindung weiterhin, so wäre im Kampf des Menschen gegen ein so gewaltiges Element ein großer Schritt getan. Man vermag das Meer bei Bauten von Hafenanlagen und Molen ruhig zu halten, wobei Geld und Arbeitskraft gespart werden kann. Gewiß sind auch bei solchen An-

Digitized by Google

lagen noch mancherlei Schwierigkeiten erst noch zu überwinden. So stellte sich in einem Falle heraus, daß Schlamm durch die Rohröffnungen eingedrungen war, wodurch das erwünschte Ausströmen der Preßluft verhindert wurde. Es gelang jedoch, diesem Übelstand durch erhöhten Druck zu begegnen. Die moderne Technik ist in anderen Fällen über Schwierigkeiten und Behinderungen, die scheinbar unüberwindlich schienen, doch zuletzt Herr geworden. Und so darf man wohl annehmen, daß es auch in diesem Falle noch gelingen wird, die Preßluftwellenbrecher technisch so durchzubilden, daß sie in beabsichtigter Weise funktionieren. Bis jetzt zeigte sich, daß derartige Anlagen nur den fünften Teil von Ausgaben nötig machen, die zum Bau eines Wellenbrechers in der herkömmlichen Art aufgewendet werden mußten. Es wird sich allerdings ergeben, daß die Worte des Dichters ewig wahr bleiben: „Denn die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand". Auch an den Preßluftwellenbrechern wird das gewaltige Meer da und dort einmal beweisen, daß es stärker ist als Menschenwerk. Es wird allerdings behauptet, die Gefahr der Vernichtung solcher Anlagen sei geringer als dies bei sonstigen Wellenbrechern der Fall ist. Erweist sich das als wahr, dann ist trotz aller Möglichkeit der Zerstörung doch ein großer Wurf getan. Der menschliche Geist ist eine Macht, der es gelungen ist, sich im Kampf mit den Naturgewalten als starker Bändiger elementarer Wucht zu zeigen.

Digitized by Google

Stahlfeder und Gänsekiel

Von David Ebbing / Mit 6 Bildern

Unser kleines Schreibwerkzeug, das aus Stahl oder anderen Metallen geformt wird, trägt den Namen Feder. Warum hat man wohl diese Bezeichnung gewählt? Mancher vermutet vielleicht, die ersten Schreibfedern aus Metall könnten aus Federstahl, wie er sich im Triebwerk von Uhren findet, angefertigt worden sein. Und doch verhält es sich nicht so. Man hat diese Bezeichnung von den Schwungfedern gewisser Vögel übernommen, die einst das Material zu Schreibgeräten geliefert haben. Aus dem hohlen Kiel einer Schwungfeder wurden viele Jahrhunderte hindurch Federn zum Schreiben zugeschnitten, und in einem alten Gedicht werden die „Männer der Feder" ermahnt, die „lieben Gänse zu ehren", von deren Federn ihr Beruf den Namen hätte. Im klassischen Altertum benützte man zum Schreiben Schilfrohr, einen vorzüglichen natürlichen Rohstoff, der heute noch in der Türkei und vielen anderen Ländern bis in den fernen Osten verwendet wird, um Schreibgeräte daraus zu erzeugen. Auch zum modernen Kunstschreiben bedient man sich der aus den Euphrat- und Tigrisländern stammenden, aus Rohr geschnittenen Federn, den sogenannten Kelemis. Aus Gänseschwungfedern hergestellte Schreibwerkzeuge werden zuerst um 624 v. Chr. von Isidorus, zusammen mit solchen aus Schilfrohr, genannt. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß Federkiele schon vor dieser Zeit in Gebrauch gewesen sind. Zum Schreiben der großen, kräftigen Buchstaben, wie sie in den klassischen Perioden, dann im Mittelalter und auch noch später

Digitized by Google

üblich waren, eigneten sich die Rohrfedern am besten; doch konnte man aus dünnem Rohr auch Schreibgeräte herstellen, die sich zu kleinen Schriften vortrefflich verwenden ließen. Unsere heimischen Schilfrohre erweisen sich zu solchen Zwecken als weniger geeignet, da sie nicht so hart sind wie die in südlicher gelegenen Ländern wachsenden Schilfarten.

Man nimmt gewöhnlich an, Schreibgeräte aus Metall, welche die Form von Federn besaßen, wären erst in den letzten Jahrhunderten hergestellt worden. Das ist irrig. In verschiedenen Museen befinden sich Metallfedern aus der Römerzeit. Der Nürnberger Rechen- und Schreibmeister Johann Neudörffer erwähnt in seinem 1544 erschienenen Buche über Schreibunterricht Federn aus eisernen und kupfernen Rohren, sowie „kupferne und messingne Blechlein". Dazu bemerkt Feldhaus: Man muß demnach annehmen, daß man damals auch schon kleine blecherne Federn zum Einsetzen in Halter hatte. Um 1595 rechnet Graf Johann der Jüngere von Nassau zur Reiterausrüstung auch „Federn von Messing und Silber". Der Aachener Bürgermeisterdiener Johannes Janssen verkaufte im Jahre 1748 Schreibfedern, die aus Stahl gefertigt waren, das Stück zum Preise von neun Mark. Janssens Federn wurden damals von den Mitgliedern des in Aachen tagenden Friedenskongresses viel gekauft, ob jedoch ein Zusammenhang zwischen diesen Aachener Erzeugnissen und den 1780 in Birmingham hergestellten Stahlfedern besteht, wird wohl nicht mehr nachzuweisen sein. Das erste Patent auf eine Stahlfeder ist 1808 in England erteilt worden. War schon Janssens Erzeugnis nach damaligem Geldwert teuer, so stand es um 1818 nicht besser, denn man verlangte für *eine* englische Stahlfeder drei bis zehn Gulden! Billiger war eine 1791

Digitized by Google

von dem Mechaniker Scheller in Leipzig öffentlich angebotene „Reise-Schreibfeder von Metall oder Horn, die beständig Tinte enthielt", also ein Füllfederhalter. Mit einer Messingkapsel versehen, kostete das Stück zehn Groschen. Das war jedoch nicht die erste Schreibfeder zum Füllen mit Tinte. Man fertigte solche aus Kielfedern schon im siebzehnten Jahrhundert. Man nahm dazu drei Kiele von verschiedener Weite, wie nebenstehende Abbildung 1 zeigt.

Abb. 1. Füllfeder, aus einem Kiel angefertigt. Nach Schwenter, 1636.

Daß sich die Metallfedern der Römer und auch die Erzeugnisse späterer Zeiten gegenüber den Rohr- oder Kielfedern nicht zu halten vermochten, lag wohl mehr an der technischen Unzulänglichkeit ihrer Herstellung, als an den hohen Preisen. Die Kielfeder blieb bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nur das billigste, sondern auch das beste Schreibgerät. Uns Menschen von heute scheint das wenig glaublich; noch größer aber würde das Erstaunen sein, wenn die bewunderungswürdigen Leistungen früherer Kielfederschreibkunst mehr bekannt wären. Viel überraschender aber klingt die Behauptung, daß die einst so hochentwickelte Schreibkultur verloren ging, seit die spitze Stahlfeder in Gebrauch genommen wurde. Und doch ist auch das leider eine erweisliche Tatsache.

Noch ist es ja nicht so weit gediehen, daß, wie vor etwas über hundert Jahren, eine Stahlfeder drei bis zehn Gulden kostet, immerhin sind Federn teuer genug geworden, um wenigstens Veranlassung zu geben, einmal darauf hinzuweisen, wie sich einst jeder Schreiber

Digitized by Google

eine Feder aus Vogelkielen schnitt. Damit soll nun keineswegs gemeint sein, daß die schlichte Gänsekielfeder wieder allgemein zu Ehren gelangen solle oder könne, denn nichts ist schwerer, als eine noch so edle, aber verloren gegangene Überlieferung wieder ins Leben zu rufen. Und doch könnte es manchem stillen Grübler und Bastler Freude bereiten, sich selber einmal einen Gänsekiel zum Schreiben herzurichten. Dieses, sonst kaum mehr zu Federwischen gebrauchte Material dürfte auch heute noch erschwinglich sein.

Außer den Gänseposen oder Spulen, wie die Federkiele noch genannt werden, benutzte man auch Raben-, Pfauen- und Schwanenfedern. Als der gelehrte Reuchlin 1520 vor den Kriegswirren und der Pest nach Ingolstadt entfloh, besaß er schlechtes Papier und ebensolche Federn. Er bat deshalb den in Nürnberg wohnenden Willibald Pirkheimer, ihm aus dieser Not zu helfen, und erhielt von ihm statt der gewünschten Pfauenfedern „vortreffliche Schwanenkiele" sowie schöne Federmesser.

An jedem Flügel der obengenannten Vögel finden sich verschieden große Posen, die zum Federschneiden geeignet sind. Die kürzeste, Eckpose genannt, ist die schlechteste, die beiden dieser im Flügel zunächst befindlichen galten als die besten; von geringerer Güte sind die nach diesen folgenden Kiele. Die natürlichen Härtegrade der Posen sind nicht nur unter sich, sondern auch bei den genannten Vogelfedern verschieden. Schwanen- und Pfauenkiele schätzte man nächst den Rabenfedern am höchsten. Aber auch Gänsekiele geben ein brauchbares Schreibgerät.

Wie richtet man sich nun eine Schreibfeder her? Vor allem muß man ein gutes Messer haben. Heute noch bezeichnet man die beiden kleineren in einem dreiklingigen Taschenmesser sich befindlichen Messer als Federmesser.

Digitized by Google

Davon eignet sich das an der Schneide leicht gekrümmte am besten zum Herrichten der Kielfeder. Es soll den äußersten Grad von Schärfe haben und nur zum Bearbeiten des Kieles gebraucht werden.

Will man eine Pose verwenden, so muß zuerst durch Abstreifen mit dem Messerrücken alles entfernt werden, was irgendwie faserig ist. Dabei darf aber die Glätte der

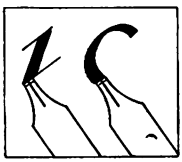


Abb. 2.

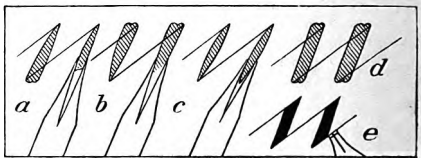


Abb. 3.

Abb. 2. Veranschaulichung der Funktion der breitgeschnittenen Federführung und Federwirkung. Haar- und Grundstriche entstehen ohne Druck von selbst. Abb. 3 a, b, c, d. Veranschaulichung der Funktionsmöglichkeiten der elastischen Stahlspitzfeder. Durch verschiedenartigen Druck kommen keil- und ellipsenförmige, niemals aber so klare Grund- und Haarstriche zustande, wie dies mit breitgeschnittener Feder (e) ohne jeden Druck selbstverständlich ist; d zeigt den fast nie vorkommenden „idealen" Fall von Grund- und Haarstrichgestaltung bei Gebrauch der Spitzfeder, der nur bei gleichmäßigem Druck erreichbar ist, bei eiliger Schrift jedoch nie erzielt zu werden vermag. Das Auftreten des Schreibkrampfes wird daraus verständlich.

Pose nicht verletzt werden. Ist das Reinigen sorgfältig geschehen, so reibt man den Kiel mit einem Wolläppchen völlig blank.

Das vordere Kielstück ist weich und deshalb ungeeignet zum Schreiben. Man nimmt diesen Teil, etwa zwei Zentimeter von der „Spitze" entfernt, mit einem schräg geführten Schnitt ab (Abb. 4). Damit der Kiel beim späteren Schreiben gut zu fassen ist, nimmt man ihn zu diesem Schnitt so in die linke Hand, daß der befiederte

Digitized by Google

schmale Teil nach links, der breitere nach rechts gerichtet ist. Nun führt man zwei weitere Schnitte, um die in Abbildung 4 a dargestellte Form zu der Feder zu erhalten. Nach diesem Schnitt entfernt man das dünne vertrocknete Häutchen, die „Seele", aus dem Kiel, was am besten durch Klopfen erfolgt. Dann wird der kurze Spalt eingeschnitten, wobei mit dem Messer nicht stark

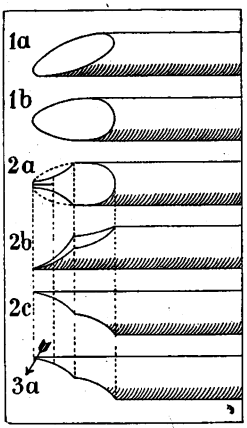


Abb. 4.

Abb. 4. Wie man eine Kielfeder schneidet. 1a. Erster Schnitt (Kiel von der Seite gesehen). 1b. Erster Schnitt von innen gesehen. 2a. Weitere seitliche Schnitte (Kiel von innen gesehen); die punktierten Linien geben die Form von 1b an, die nun durch die beiden seitlichen Schnitte verändert ist. 2b. Kiel von der Seite gesehen. 2c. Kiel von der Seite gesehen. 3a. Der Pfeil zeigt die zur Erlangung einer breiten Spitze nötige schräge Haltung des Messers.

gedrückt werden darf, damit er nicht „schlitzt" und zu lang wird. Nun legt man die Feder mit der inneren Fläche der Spitze auf ein Stückchen harte Pappe oder Holz von einer Zigarrenkiste und führt mit dem schräg gegen die Spitze der Feder gehaltenen Messer einen Schnitt. Dadurch entsteht eine feine Schärfe an der Spitze, wie dies in etwas vergrößertem Maßstabe Abbildung 2 (S. 152) erkennen läßt.

Die senkrechten punktierten Linien der Abbildung 4 geben das Verhältnis an, in dem die einzelnen Teile zueinander stehen müssen. Der Spalt soll im Verhältnis

Digitized by Google

nicht länger sein als Abbildung 2a zeigt. Die so geschnittene Kielfeder hat ein anderes Ansehen als eine spitze Stahlfeder. Die Spitzen sind breit wie bei Rundschriftfedern. Der Grund liegt in folgendem: Um Haar- und Grundstriche der Schrift zu erhalten, soll kein Druck ausgeübt werden, wie dies bei spitzen Stahlfedern nötig ist; bei richtiger Handhaltung entstehen Haar- und Grundstriche ohne jeden Druck von selbst, wie dies in Abbildung 2 und 3e dargestellt ist. Jahrhundertehindurch schrieb man mit Kielfedern, die nicht spitz geschnitten waren. Kein Druck der Hand war beim Schreiben nötig, und Schreibkrampf kannte man deshalb nicht; erst seit der Anwendung der spitzen Stahlfedern entstand dieser lästige Muskelschmerz. Die falsche Funktion der spitzen Stahlfeder ist in Abbildung 3 dargestellt.

Abb. 5. Junger Schriftsteller nach einem Gemälde von Franciabigio aus dem Jahre 1522. Man beachte die natürliche Haltung der Hand mit der Kielfeder.

Wer jedoch aus Gewohnheit eine spitze Feder zum Schreiben für nötig findet, kann auch dem Kiel durch weitere Schnitte diese Form geben. Doch darf in diesem Falle der Spalt nicht länger geschnitten werden, sonst klafft er, und die Federzüge werden schlecht. Daß es nicht nach dem ersten Versuch gelingt, eine gute Kielfeder

Digitized by Google

zu schneiden, ist wohl begreiflich. Auch hier macht Übung den Meister.

Um den Federkielen größere Dauerhaftigkeit zu verleihen, hat man sie auch gehärtet. Zu diesem Zweck erhitzte man feinen Sand in einem eisernen Gefäß, steckte die Kiele etwa eine Minute lang hinein und tauchte sie dann in Öl. Nachher rieb man sie mit einem Wollappen sorg-

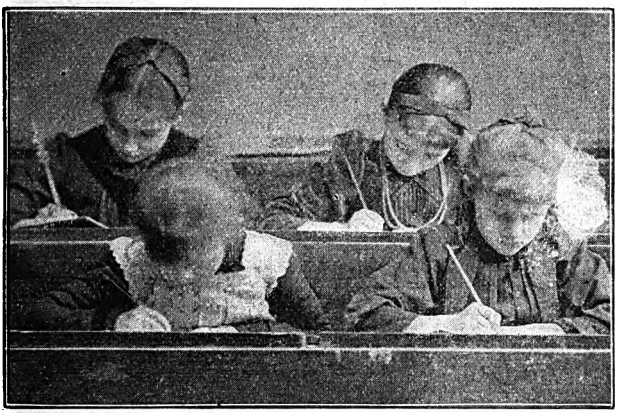


Abb. 6. Schlechte Körperhaltung und verkrampfte Handauflage beim Schreiben mit spitzigen Stahlfedern.

fältig ab. Die so gehärteten Kiele nahmen dann eine leichtgelbliche Färbung an. Doch geben auch gut ausgetrocknete Kiele ein brauchbares Material. Ist eine Feder nach längerem Gebrauch abgeschrieben, so kann man den Kiel noch wiederholt beschneiden.

Noch um 1850 gab es im Schulunterricht nicht überall Stahlfedern; die Lehrer mußten für die Anfänger die Kiele schneiden. Bismarck und viele seiner Altersgenossen schrieben ihr Leben hindurch mit Kielfedern, die bei sorgfältigem Schnitt und achtsamer Behandlung von langer

Digitized by Google

Dauer waren. Reinigt man die Kielfeder nach Gebrauch, so kann sie kaum verderben. Rost kann ihr nicht schaden, da er sich nur an Metallen bildet. So wenig glaublich es auch klingen mag, es ist bezeugt, daß ältere Gelehrte oft ein ganzes Werk mit einer und derselben Kielfeder geschrieben haben. Das waren an der Spitze breit geschnittene Federn, bei denen zum Schreiben keinerlei Druck erforderlich ist; sie glitten, mit leichter Hand geführt, über die Schreibfläche und wurden auf diese Weise fast gar nicht abgenützt.

Weshalb die Stahlfedern zum Verfall unserer Handschrift beigetragen haben, kann hier in Kürze nicht dargestellt werden. Die falsche Haltung des Körpers und der Hand zeigt Abbildung 6. Im allgemeinen stand die Schreibkultur in den Jahrhunderten am höchsten, da sich jedermann seine Kielfedern selber schneiden konnte. Wie gesagt, man kann Verlorenes so leicht nicht wieder beleben. Nachdenklich aber stimmt es doch, daß unsere Altvordern mit so einfachen, selbstgeschnittenen Kielfedern so prächtig geschrieben haben, wie wir es jetzt nicht mehr können.

Magisches Quadrat

1	2	3	4	
E	E	E	E	1. Blume.
E	I	L	L	2. Musikstück.
O	O	P	R	3. Gebrauchsgegenstand.
R	R	S	S	4. Baum.

Die Buchstaben im Quadrat sind derart zu ordnen, daß die vier wagrechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben. D. Weber-Schalck.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Prügelkuren

Von Markus Seibert

In unserer Zeit haben wir die aus Amerika eingeführte Gesundbeterei als sogenannte „christliche Wissenschaft" erlebt, und eine nicht geringe Masse von Gläubigen bekannte sich zu diesem groben Unfug. Denn das ist noch die gelindeste Bezeichnung für diese unsinnige und alberne Heilmethode. Es erregte kurze Zeit einiges Aufsehen, als eine bekannte und beliebte Dame vom Theater in Berlin den Glauben an diese Kur mit dem Leben bezahlen mußte. In diesem Falle wäre eine leichte Operation nötig gewesen, um von einem Leiden zu genesen. Statt dessen verlor die Ärmste lange Zeit mit magischen Gebetsprozeduren. Als sie endlich ins Krankenhaus gebracht werden mußte, war es für die Operation zu spät. Sie mußte sterben. Eine andere schwer erkrankte Dame verfiel während der Beterei in Trübsinn. Völlig zerrüttet wurde sie einer Irrenanstalt zugeführt.

Nun sind wir glücklich dabei angelangt, daß die sogenannte „Geisteswissenschaft" der Anthroposophie Heilmittel aus der Tiefe des Gemütes zu schöpfen und auf medialem Wege zu „erforschen" sucht. Auch diese „neue Richtung", die aber nichts weniger als neu ist, findet durch ihre wortreiche Aufmachung Anhänger.

Aus der Heilkunde der Vergangenheit sucht man manches wieder hervor, im Glauben, die alten Ärzte hätten Geheimnisse erforscht, die der Medizin unserer Zeit verschlossen geblieben sind. Daß es sich dabei, an dem Stande des heutigen Wissens gemessen, meist um ein trostloses Gemisch von primitivster Einsicht in physiologische

Digitized by Google

Dinge und rohesten Aberglauben handelt, kommt den Menschen von heute nicht zum Bewußtsein. Alle mystisch verbrämten Ideen und Handlungen üben auf gewisse Naturen ihren verführerischen Zauber, und so können wir allmählich noch allerlei wunderliche Kurmethoden erleben. Es gibt sogenannte Augendiagnostiker, die sich einbilden und bei den Gläubigen die Überzeugung hervorrufen, jede Krankheit sei aus den Augen zu „lesen". Andere Heilkünstler brauchen nur die Nackenhaare eines Menschen zu betrachten, um festzustellen, woran er leidet. Einst gab es eine hochentwickelte „Wissenschaft", die jeden krankhaften Zustand aus der Farbe und Beschaffenheit des Urins erschloß. Die Urinschau war die medizinische „große Mode". Allmählich aber setzte sich im Volk die Überzeugung durch, daß dieser Methode der hohe Wert nicht zukam, den sie in den Augen der Doktoren besaß, und nun setzten der Witz, die Satire ein. Man verulkte die Harnbeschauer und suchte ihr Gebaren lächerlich zu machen. Der Doktor mit dem Uringlas wurde zur Spottgestalt. Da so mancher alte Kram jetzt seine Erneuerung erlebt, gibt es auch wieder Urinpropheten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß die moderne chemische und mikroskopische Untersuchung des Harns höchst wertvolle Aufschlüsse zur Feststellung von Krankheiten zu geben imstande ist. Aber die modernen Quacksalber bedienen sich nicht dieser wissenschaftlichen Methoden, sie wirtschaften wieder in der hilflosen Weise der alten Ärzte. Und deshalb ist diese Diagnostik als grober Unfug zu bezeichnen.

Unsere Bauern üben noch viele Kurarten, die aus vergangenen Jahrhunderten stammen. Was man irrtümlicherweise für „Volksmedizin" hält, ist aber nichts anderes als der konservativ bewahrte Rest ärztlicher Wissen-

Digitized by Google

schaft von einst und ehedem. Wer hätte nicht gehört, daß Unrat aller Art bei den Bauern als Heilmittel in hohem Ansehen steht. Haben die Landleute einen „Wurm" im Finger, so wird das kranke Glied mit Kot beschmiert, sorglich eingewickelt und die Heilung erwartet. Einst glaubten ja auch die Ärzte, daß ein „Wurm" die Eiterung verursache, und der Bauer als Bewahrer alter medizinischer Auffassungen und Behandlungsweisen ist heute noch der gleichen Meinung. Wenn nun durch das Auflegen von Unrat die Eiterung gefährlich geworden ist, sucht der Patient endlich den Arzt auf. Mit treuherziger Miene erzählt dann der biedere Landmann, er wisse gar nicht, wie er zu der „bösen Geschichte" gekommen sei. Er ließe sich lieber ein Bein abschneiden, ehe er dem Doktor bekennen würde, was er getrieben hat. Fragt man nun, wie die Bauern zu so unsinnigen Kurmethoden gelangt sein mögen, so glaubt kein Mensch, solche Mittel könnten jemals von einem Arzt erdacht, empfohlen und angewendet worden sein. Aber man darf sich nur an eine größere Bibliothek wenden, um eine ernst gemeinte Schrift, in der solche Rezepte stehen, vorgelegt zu erhalten. Bei alten Bauernfamilien findet man gar nicht selten ein Buch von Christian Frantz Paullini mit dem überraschenden Titel: „Neu-Vermehrte heylsame Dreck-Apotheke. Wie nemlich mit Koth und Urin fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten und bezauberte Schäden vom Haupt biß zun Füßen, inn- und äußerlich glücklich curiret worden." In dieser kulturgeschichtlich interessanten Sammlung, die im Jahre 1714 zum viertenmal „um ein merkliches verbessert" und um einen zweiten Teil vermehrt gedruckt worden ist, also viel begehrt war, finden sich alle erdenklichen Vorschriften, mit Kot und Urin zu kurieren. Die Bauern sind demnach nicht als die

Digitized by Google

Erfinder dieser „Volksmedizin" zu betrachten; wie in anderen Fällen, haben sie nur an einem medizinischen Standpunkt festgehalten, der kulturgeschichtlich längst überwunden ist. Wo das Buch Paullinis nicht mehr bekannt ist, bleibt diese Narretei durch Überlieferung bestehen. Gut wäre es, wenn man den Bauern mehr auf die Finger sehen wollte, denn sie „behandeln" heute noch, besonders bei Tierseuchen, auch das arme Vieh mit höchst gefährlichen und unhygienischen Mitteln. Selbstverständlich wird das kein Bauer dem Landarzt oder „Veterinär" jemals eingestehen. Man müßte diese „Kotheiler" bei der Anwendung solcher „Kuren" erwischen. Aber der Bauer ist verschlagen genug, das wohlweislich in aller Stille zu tun. Wird das Übel schlimmer, dann „weiß er von nichts". Der gerissenste Komödiant kann sich kaum geschickter verstellen als ein Bauer, der solche Künste geübt hat und fürchten muß, dafür verantwortlich gemacht zu werden.

Paullini empfahl den Unrat nicht nur aus spekulativen Gründen, sondern auch deshalb, weil man ihn „überall ohne Geld haben kann, und worauff sich besser zu verlassen ist, als was das betrügliche Ost- und Westindien uns so kostbar anschmiert". Er bekennt: „Ein rechtschaffener Arzt muß mit Dreck auch wissen zu curieren", denn „es steckt darin große wundervolle Kraft auch wider die allerverzweifeltsten Krankheiten". Er hebt besonders hervor, daß man sich solcher Hausmittel „in Ansehung der großen Armuth der Leute" bedienen soll. Zu seiner Zeit stand Paullini mit diesen Auffassungen nicht allein; es gab noch mehr Ärzte, die den gleichen Standpunkt vertraten. Es kann hier nicht erklärt werden, auf welchen Theorien diese medizinische Therapie beruht.

Es war eine traurige Zeit, in der Paullini geboren

Digitized by Google

wurde. Im Jahre 1643 erblickte er zu Eisenach das Licht in einer Welt, die trostlos und verworren war, denn noch konnte der Friede nicht geschlossen werden, der den dreißigjährigen Kämpfen ein Ende bereiten sollte. Deutschland, zum Kriegschauplatz aller Nationen geworden, war verwüstet, zerstört, entvölkert, verarmt, und die Menschen lebten, in tiefster Seele verwirrt, ein verzweifeltes Dasein. Mystizismus, Zauberei und der wüsteste Aberglaube bedrückte und beherrschte die Gemüter. Die Nachwirkungen der unbeschreiblichen sozialen, leiblichen und geistigen Zerrüttung konnten schwer und langsam überwunden werden. Daß Deutschland sich nach dem entsetzlichen Elend überhaupt wieder erholt hat, grenzt an das Wunderbare und gibt uns Hoffnung, daß wir auch diesmal nicht zugrunde gehen.

Die zwiespältige Mischung von klarem Verstand und verworrenstem Unsinn, Einsicht und Aberglauben tritt uns aus den Schriften Paullinis überraschend entgegen. Ursprünglich für den ärztlichen Beruf bestimmt, entwickelte sich dieser eigenartige Mann zum Historiker und Vielschreiber. Er war Leibarzt des Bischofs Bernhard von Münster, reiste viel umher und starb nach einem überaus tätigen Leben 1711 in der Heimatstadt Eisenach. Außer einer höchst merkwürdigen „Bauernphysik" schrieb Paullini ein Buch, in dem er die Heilung aller erdenklichen Leiden durch Prügel empfahl! Und derselbe Mann bemühte sich um die Gründung einer „Academia Pauperum", einer gelehrten Anstalt für arme junge Menschen, eine Art Volkshochschule. Während der dreißigjährigen „schweren Not" war der Mittelstand fast untergegangen und der geistige Nachwuchs in Frage gestellt. Man sieht, die Zeit war in wesentlichen Punkten der unseren recht ähnlich. Hoffentlich erleben wir keine Nach-

Digitized by Google

blüte der Paullinischen Elends- und Unratapotheke und noch weniger seiner Prügelkuren. Die gelehrten Männer jener kampfdurchtobten Jahrzehnte hatten sich einen Landsknechtston zu eigen gemacht, sie schlugen mit Worten um sich, die mehr als derb waren. Im Vorwort seiner „curiösen" Schrift: „Wie mit Schlägen allerhand schwere, langweilige und fast unheylbare Kranckheiten offt, bald und wohl curiret worden" rempelt er die Leute an, die „ihre Rüssel gerümpfft haben" über seine Dreckapotheke. Er sagt ihnen: „ein böses Maul hat kein Glück auf Erden" und wünscht ihnen echt landsknechtsmäßig: „Blitz, Feuer und Schwefel auf den Kopf". Diese Leute, die nur auf ihren Titel pochen, nennt er statt Doktoren witzig „Dochthoren". Mit Leuten, die er mit den Namen Hein Rotzmaul, Matz Dürrkopf und Matz Großschnut karikiert, bindet er kurz an und nennt sie Narren, die in ihrer Torheit sterben werden. Dann erzählt er seine von überallher zusammengetragenen Prügelkuren. Er schildert einen Fall von gefährlicher Liebe, und man begreift, daß dagegen kein medizinisch brauchbares Kraut gewachsen ist. So jemand vor Liebe melancholisch, rappelköpfig, rasend oder tollsüchtig geworden ist, greife man nach der Rute, „womit gar manchem der Giebel hübsch gefegt worden ist". Paullini bemerkt, die „Doch-thoren" lachen zwar über diese Kur, doch sei diese Arznei nicht vergebens, wenn auch etwas scharf. Er führt zum Zeugen dafür einen Arzt, Thomas Bartholin, an, der einen Menschen kannte, der aus Liebeskummer zuweilen ziemlich raste, wenn man ihm aber „das Leder wacker gerbte", so sanft wie ein Lämmchen geworden sei. Das waren handfeste Zeiten, in denen man unbedenklich zu heroischen Mitteln griff, und Paullini schildert, wie man einst den Teufel mit einer bloßen Maulschelle erfolgreich ausgetrieben habe.

Digitized by Google

Warum sollte man da nicht versuchen, lahme und taube Glieder mit Ruten zu streichen? Damit werde das Blut in Bewegung gebracht und Wärme erzeugt; man dürfe unbedenklich so lange schlagen, bis die zu behandelnden Teile etwas anschwellen. Es sei allbekannt, daß man taube Glieder mit Brennesseln reibe und peitsche, damit sich an diese Stellen das Blut ergieße, und die fehlende natürliche Wärme wiederhergestellt werde. Paullini empfahl also eine Art Prügelmassage, die uns allerdings in der Form der Anwendung recht henkermäßig erscheint. An überraschenden Geschichten ist das wunderliche Buch reich. So soll ein Baumeister, der an einem Bein lahm war, von einem hohen Turm herabgefallen sein und hernach dieses Gebrechen verloren haben.

Ein französischer Kavalier litt an der „fallenden Sucht", der Epilepsie. In seiner Heimat konnte ihn kein Arzt von diesem Leiden befreien. Da entschloß sich der Kavalier, nach Italien zu reisen und dort berühmte Doktoren aufzusuchen. Auf der Reise überfielen den Franzosen spanische Soldaten und verbleuten und verwundeten ihn dermaßen, daß er für tot liegen blieb. Ein Dorfbader erbarmte sich des übel zugerichteten Menschen und nahm ihn in sein Haus. Ein Wunder war geschehen; die ungesuchte Prügelkur hatte den Kavalier von der fallenden Sucht befreit, er konnte sein Geld sparen, das die Ärzte für ihre Behandlung gefordert hätten. Kein Wunder, daß Paullini glaubte, man könne auch „Besessene", also Geisteskranke, mit Rutenschlägen behandeln, da auch in solchen Fällen die so erzielte „Erweckung der Wärme im Leibe nicht schaden könne".

Wer möchte sich da noch wundern, wenn man liest, daß eine „gute Maulschelle" ein probates Mittel gegen Zahnschmerz ist. Paullini schildert einen solchen Fall, der

Digitized by Google

recht überzeugend wirkt. Die Maulschelle scheint allerdings derb genug gewesen zu sein, denn es folgte ihr ziemlich heftiges Zahnbluten. Der ehemalige Lehrer Paullinis, Erasmus Vinding, der zu den Leuchten der Universität Kopenhagen gehörte, muß ein wunderlicher Kauz gewesen sein. Einst plagten ihn Tag und Nacht gräßliche Zahnschmerzen, wogegen kein Mittel half. Da verließ er um Mitternacht sein Bett, legte ein Kissen vor den Tisch auf den Boden, stieg auf den Tisch und sprang so lange immer wieder von neuem herab, bis die Schmerzen aufhörten. Erasmus Vinding gab einem Mann, der schwerhörig war, den gleichen Rat. Nachdem der Patient beharrlich vom Tisch auf den Boden gesprungen war, besserte sich sein Zustand. Paullini bemerkt dazu: „Zweifelsohne ist durch das Auff- und Nieder-Hüpffen die böse schmertzmachende Materie in Zähnen und Ohren verrückt, vertrieben und durch die anhaltende eifrige Bewegung gutentheils gar ausgepumpet worden." Äußerliche Schmerzen und Geschwülste „zähmt" man nach Paullinis Rat durch festes Daraufschlagen, was oft mehr hilft als alle Pflaster. Ein dänischer Admiral suchte unerträgliche Zahnschmerzen loszuwerden, indem er Holz hackte. Das Geblüt sollte dadurch in Wallung geraten. Beim Hacken sprang nun ein grober Klotz ab und traf die linke Wange so heftig, daß dem Admiral Hören und Sehen verging. Als er sich von dem Anprall des Klotzes erholte, bemerkte er, daß ein Stockzahn locker geworden war. Er zog ihn gar heraus und war befreit von allen Schmerzen.

Bezeichnend für die Sitten der Zeit und die landsknechtsmäßige Derbheit der Behandlung ist die folgende Ohrfeigengeschichte. Der Statthalter von Amadabath in Indien kam eines Tages nach Agra. Sogleich nach seiner Ankunft bat er den Direktor der Handelsgesellschaft

Digitized by Google

und noch einen anderen europäischen Herrn als Gäste zu sich. Hungrig von der Reise, stopfte der Statthalter eine zu große Portion Reis in den Mund; plötzlich stellte sich ein Kinnbackenkrampf ein und der Fürst saß da mit weitaufgerissenem Mund. Sofort schickte der eine der Gäste nach seinem Barbier. Der gab dem Patienten eine Ohrfeige, worauf sich der Mund schloß. Den indischen Dienern ging diese respektwidrige Behandlung gegen den Strich, sie fielen über den Barbier her und brachten ihm etliche Wunden bei. Da griff der Statthalter ein, nahm seinen Helfer in Schutz und schenkte dem Mann eine ansehnliche Summe. Daß Paullini gegen diese erfolgreiche Behandlung des „Kinnbackenkrampfes" nichts einzuwenden hat, läßt sich denken.

Daß bei „Verstopfung des Leibes" Prügel angebracht sind, kann kaum mehr überraschen. Paullini zitiert Thomas Campanella, der von einem italienischen Fürsten berichtet, daß dieser Herr seine Notdurft nur dann verrichten konnte, wenn ihn ein Diener zuvor abgeprügelt hatte. Der Diener war nur angestellt, um diese Prozedur vorzunehmen.

Ein Fall von schwerer Hartleibigkeit fand eine unerwartete Lösung. Ein Bauer, der eine Fuhre Holz in die Stadt gebracht hatte, wurde auf dem Heimweg von drei berittenen Schnapphähnen überfallen. Die Kerle nahmen ihm zunächst sein Geld ab und wollten ihm auch noch die Pferde ausspannen. Darüber kam es zu einer wilden Keilerei und der Bauer wurde windelweich geklopft. Glücklicherweise kam ein anderer Bauer des Weges; da rissen die Räuber aus. Für Stuhlgang brauchte der durchgewalkte Bauer nicht mehr zu sorgen. Paullini schließt diese Geschichte mit den Worten: „Der Bauer hatte von dieser Aktion den Vorteil, daß er nichts in die Apotheke

Digitized by Google

geben durffte. So ist doch kein Schade oder Unglück, das nicht zu etwas nutze."

In einem anderen Kapitel erwähnt Paullini die heroische Massage der Indianer, die allerdings eine wahre Roßkur sind. Wie aber ein norwegischer Bauer den Skorbut behandelte, stellt das Verfahren der Rothäute und die Kunst ihrer Medizinmänner in Schatten. Der Bauer ließ die Stube gehörig heizen, trank zuerst eine ziemliche Menge Wermut, goß dann noch Branntwein hinterher, breitete ein Tuch auf den Boden und legte sich nackt darauf, den Rücken nach oben. Dann mußte der sechzehnjährige Sohn des Bauern die Schuhe ausziehen und dem Vater auf dem Buckel herumtanzen. War das geschehen, dann kam die Vorderseite daran. Auf dem Bauch durfte der Junge allerdings nicht so heftig herumspringen. Nachdem diese Prozedur öfter wiederholt worden war, trank der Bauer abermals Branntwein, ließ sich in Decken einhüllen und schwitzte in der überhitzten Stube „wie ein Gaul". Der Gewährsmann Paullinis, Ambrosius Rhodius, Professor der Mathematik, Physik und Medizin zu Christiania, fragte den Bauern, von wem er diese Behandlung gelernt habe. Da stellte sich heraus, diese Roßkur stamme aus Lappland, wo sie der Bauer kennen gelernt hatte. Der Lappländer, der diese Kur oft gebraucht habe, sei ein alter Mann dabei geworden

Der Vater Paullinis litt an Podagra. Ein Landfahrer hatte ihm geraten, sich mit einer Rute bis aufs Blut zu schlagen. Und der Sohn erzählt, er habe als Knabe den Vater oft mit Ruten streichen müssen. „Und wenn ich etwas furchtsam oder sachte schlug, ward er unwillig. Er bildete sich zuweilen ein, als ob er etlichermassen eine kleine Linderung davon hätte. Aber was thut nicht Einbildung, Aberglaube und Thorheit? Indessen mußte

Digitized by Google

er sich mit dieser argen Plage bis in seine Gruben schleppen."

Aus diesem Gemisch von Roheit, Aberglauben und Torheit leuchtet doch auch ein schwacher Schimmer von Vernunft. Aus Mangel an physiologischen Kenntnissen konnte Paullini keinen richtigen Standpunkt finden, von dem sich die Wirkung solcher Prügelkuren erklären ließe. Er suchte sich mit den Mitteln seiner Zeit zu helfen und bot eigentlich nur eine Sammlung von mehr oder weniger kritiklos hingenommenen Fällen. Bei Verstauchungen und Quetschungen war im Volk ein Knetverfahren üblich, das auch bei Naturvölkern angewendet wird. Die neuere Massage ist um 1870 durch den holländischen Arzt Mezger in Amsterdam als mechanisches Heilmittel systematisch ausgebildet und wissenschaftlich begründet worden. Was bei Paullini noch als brutale Roheit erscheint, ist in unserer Zeit zu einem wertvollen Hilfsmittel der Medizin geworden, das allerdings in den Händen Unberufener fast so übel wirken kann, als die Folgen der in vergangener Zeit angewandten Roßprügelkuren.

Homonym

Wer es ist, den mögen wir beneiden
Mehr, weit mehr als jenen, der's besitzt;
Wer es sagt, wird oft darunter leiden,
Ohne daß er andern immer nützt. R. Sch.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

.....

Kapselrätsel

Aus den Wörtern Kupferblech, Scheibenhonig, Heimlichkeit, Verbandzeug, Freundschaft, Mondnacht, Notwehr, Tagedieb, Rundschrift, Redlichkeit, Schichau sind ohne Rücksicht auf die Silben je drei Buchstaben zu entnehmen, die zu Wörtern zusammengesetzt ein Sprichwort ergeben.

Auflösung folgt am Schluß des nächsten Bandes.

Digitized by Google

Große und lange Reisen von Nachrichten in Flaschen

Von Oskar Brütting

Über den regelmäßigen Gang von Ebbe und Flut, oder den seemännisch genannten Gezeiten, die unablässig das Meeresniveau verändern, indem sich das Wasser wechselnd hebt und senkt, ist die wissenschaftliche Forschung so genau unterrichtet, daß man eine Gezeitenuhr konstruieren konnte, die das Eintreten von Ebbe oder Flut an allen wichtigen Punkten des Erdballs genau angibt.

Weniger gut ist es um die Kenntnis des gesetzmäßigen Ablaufs der für die Seefahrt nicht minder wichtigen Meeresströmungen bestellt. Die Bewegung der Wassermassen der Ozeane erstreckt sich von den Polen der Erde zum Äquator und von dort wieder zurück. Wohl besitzt man weitgehende Einsicht in diese gewaltigen, streng naturgesetzlich ablaufenden Vorgänge, aber die eigentlichen Ursachen der großen Meeresströmungen sind noch nicht völlig erklärt. Die zur Erscheinung kommenden Strömungen sind durch die Umdrehung der Erde und die Sonnenwärme bedingt, es spielen aber noch weitere, höchst verschiedenartige Einwirkungen mit, die so verwickelt und von den mannigfaltigsten Umständen begleitet sind, daß man sich mit einer als wahrscheinlich geltenden Erklärung der gesamten Vorgänge begnügen muß. Zur weiteren Erforschung dieser Erscheinungen bedient man sich auch der sogenannten Flaschen- oder Seepost. Der Gedanke lag nahe, in einem leeren, verspundeten Fäßchen oder einer Flasche Aufzeichnungen einzulegen und der Meeresströmung zu überlassen. Diese Gegenstände konnten

Digitized by Google

voraussichtlich irgendwo an den Strand getrieben oder auch auf offener See aufgefischt werden. Seefahrer hatten ja zu allen Zeiten die verschiedenartigsten Dinge auf dem Wasser treibend gefunden und daraus manchmal richtige, ebensooft aber auch trügerische Schlüsse gezogen. Zu der Annahme des Entdeckers von Amerika, Kolumbus, daß die Breite des Ozeans zwischen den fernen, unbekannten Ländern des Ostens verhältnismäßig gering sein müsse, war er nicht nur durch die Überlieferungen in den Schriften der Alten gelangt. Äußere Zeichen hatten ihn in dieser Annahme unterstützt. Er war scharfsinnig genug, sie richtig auszulegen und die Folgen daraus zu ziehen. Martin Vicenti, ein Portugiese, hatte vierzig Seemeilen westlich vom Kap St. Vincent ein von Westen her treibendes geschnitztes Holz, und ein anderer Seefahrer, Pedro Santo, eine ähnliche Schnitzerei aus gleicher Richtung schwimmend gefunden. In Schilfrohren, die nach Kolumbus Vermutung von Westen her an einige Inseln getrieben worden waren, glaubte er eine Pflanze zu erkennen, die nach Angaben des antiken Schriftstellers Ptolemäus in Indien heimisch sei. Dazu kam noch, daß die Wellen zwei männliche Leichname an das Ufer der Insel Flores geschwemmt hatten; die Gesichtsbildung dieser Ertrunkenen war ganz verschieden von der zu jener Zeit bekannten Menschenrassen. Diese Funde bestärkten Kolumbus in seiner großen, weltumgestaltenden Idee, westwärts segelnd, wie er glaubte, Indien zu erreichen. Als während seiner ersten Entdeckungsfahrt die Mannschaft verzweifeln wollte, fand man große Strecken der Meeresfläche mit teilweise frischem, aber auch mit gelbem verwitterten Gras, das aus Westen getrieben kam, bedeckt. Als man auf dem schwimmenden Gras eine lebende Krabbe und einen tropischen Vogel gewahrte, sowie einige

Digitized by Google

Thunfische, faßten die halbverzweifelten Leute wieder Mut. Das war am 13. September gewesen. Abermals verging die Zeit hoffnungslos, bis man nach dem 7. Oktober ein kleines Brett, ein Schilfrohr und einen kunstvoll geschnitzten Stab auf den Meereswogen treibend fand. Am 12. Oktober 1492 entdeckte Kolumbus die Insel Guanahani, die heute Watlingsinsel genannt wird.

Auf seiner zweiten Fahrt stand es mit der „Niña", einem kleinen, elenden Fahrzeug, auf dem sich Kolumbus befand, schlimm; ihm drohte Schiffbruch. Da warf er in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1493 zwei kleine Fäßchen über Bord, die auf je einem Pergamentblatt gleichlautende Nachrichten seiner bis dahin glücklich verlaufenen Fahrt enthielten. Auf solche Weise suchten verunglückte oder in höchster Not befindliche Seefahrer Auskunft über ihre Schicksale den Meeresströmungen zu überlassen. Von diesem Hilfsmittel bis zur Ausgestaltung einer Flaschenpost verging noch lange Zeit. Die ersten Vorschläge dazu finden sich in dem 1748 erschienenen naturgeschichtlichen Werke Bernardin de St. Pierres. Dieser vielseitige, abenteuerlustige Mann hatte sich viel in der Welt umhergetrieben und wirkte seit 1780 als Direktor des Botanischen Gartens zu Paris. Als Verfasser der idyllischen Dichtung „Paul et Virginie", die auf einer tropischen Insel spielt, gewann er großes Ansehen. Den ersten Versuch mit einer Flaschenpost nach den Angaben Bernardin de St. Pierres unternahm man am 17. August 1786 in der Bai von Biskaya; diese „Post" landete am 9. Mai 1787 an der Normandie. Luftdicht verschlossene, mit etwas Sand beschwerte Flaschen, die bestimmte Angaben über die Auswurfstelle und -zeit enthielten, benützte man aber erst 1802 zur Erforschung des Golfstroms. Berghaus stellte eine Tafel von

Digitized by Google

sechzehn an den nordatlantischen Küsten aufgefundenen Flaschen zusammen. Kartographische Aufnahmen von Seeposten, welche Flaschenkarten enthielten, stammen von S. Becker in Wien, dessen Werk 1843 gedruckt wurde; die von Becker gezeichnete erste Karte enthält hundertneunzehn Flaschenfahrten.

Aus der Richtung, welche diese Flaschen nahmen, gelang es, ziemlich sichere Schlüsse auf die vorherrschende Strömung in verschiedenen Meeresteilen und zu gewissen Jahreszeiten zu ziehen. Zu Anfang Mai 1859 wurde eine Flasche am Coorongstrand in der Nähe der Murraymündung in Südaustralien von einem Fischer aufgefangen, die nach dem in ihr enthaltenen Schriftstück am 4. Mai 1857 beim Kap Verde an der Westküste von Afrika ins Meer geworfen worden war. Auf welchem Wege mochte diese Flasche nach Australien gelangt sein? Offenbar war sie nicht auf dem gewöhnlichen Weg von Kap Verde nach Westen getrieben worden, sondern war in den Golfstrom geraten, in dem sie südostwärts trieb, bis sie den Äquatorialstrom erreichte; anstatt nun aber mit diesem bei Kap St. Roque vorbei nach dem Mexikanischen Meerbusen zu schwimmen oder an die Küste von Südamerika zu gelangen, geriet sie in den brasilianischen Strom und mit ihm längs der amerikanischen Küste nach Süden, bis sie von der westöstlichen Strömung im südlichen Atlantischen Ozean erfaßt wurde. In dieser Strömung gelangte sie um die Südspitze von Afrika nach dem Indischen Ozean, wo sie in der Kapgegend weiter nach Osten und zuletzt an die Südküste Australiens getrieben wurde. Diese Flasche schwamm meistenteils, nur von untergeordneten Driftströmungen getragen, weiter, brauchte aber zu ihrer langen Reise doch nicht länger als zwei Jahre.

Digitized by Google

Eine am 19. Mai 1887 bei den Kap-Verde-Inseln aufgegebene Flasche wurde am 17. März 1890 an der Küste Irlands gefunden. Auf dem Umweg über Westindien legte sie siebentausendsiebenhundert Seemeilen zurück. Noch längere Zeit waren drei Flaschen unterwegs, die vom Kap Horn in östlicher Richtung zweieinhalb bis drei Jahre brauchten, um in Australien zu landen. Das ist eine Strecke von rund neuntausend Seemeilen. Diese Flaschen legten täglich etwa acht bis neun Seemeilen oder fünfzehn bis sechzehn Kilometer zurück.

So dient die unter völkerrechtlichem Schutz stehende Flaschenpost wissenschaftlichen Zwecken. Aber auch Unglücksfälle werden auf diese Weise bekannt, ein Umstand, der in Personal- und Rechtsfragen oft von größter Bedeutung sein kann. Das Aussetzen von Flaschen im Dienste der wissenschaftlichen Forschung ist international geordnet und wird von mehreren hydrographischen Ämtern vorgenommen; in Deutschland durch die Seewarte zu Hamburg. Die in den Flaschen befindlichen Karten geben Nachricht über den Absender, den Ort, wo die Flasche über Bord gesetzt wurde, und die Adresse, an welche sie gesendet werden soll. Ein in mehreren Sprachen vorgedrucktes Schema dient dazu, vom Finder oder einer Behörde ausgefüllt zu werden.

Wie lange eine Flaschenpost verschollen sein kann, aber dennoch gefunden wird, dafür brachte Ende März 1922 das „Darmstädter Tageblatt" den Beweis. Die Mitglieder der österreichisch-ungarischen Nordpolexpedition, die mit ihrem Schiffe „Admiral Tegetthoff" ausfuhr, erblickten am 30. August 1878 zum erstenmal das Franz-Joseph-Land im Nordpolarmeer. Der Führer dieser Expedition war der 1838 zu Darmstadt geborene Karl Weyprecht, der 1881 gestorben ist. Nun ist eine von dieser

Digitized by Google

Expedition ausgesetzte Flaschenpost aufgefunden worden, die man Ende April 1874 an der Küste des Franz-Joseph-Landes dem Meer übergeben hatte. Das in der Flasche verwahrte Schreiben ist von Karl Weybrecht unterzeichnet und vorzüglich erhalten geblieben. Achtundvierzig Jahre sind verflossen, seit man diese Post auf Nowaja Semlja wieder gefunden hat.

Wenn dieser Post auch keine besonders romantische Fahrt beschieden war, so ist ihr Eintreffen nach so langer Zeit doch bemerkenswert. Wäre dies noch zu Lebzeiten des damaligen Kommandanten der Expedition geschehen, so hätte sich Weybrecht gewiß gefreut.

In den arktischen Zonen hat man übrigens die Flaschenpost öfter erfolgreich zur Beförderung von Nachrichten über Polarexpeditionen benützt. So fand die „Pandora" im Jahre 1876 zwei Flaschen mit wertvollen Nachrichten über die Expedition von Nares auf Littleton Island im Smithkanal.

Als sich Kolumbus im Jahre 1493 in Seenot befand, vertraute er die Nachrichten über seine Reise zwei Tonnen an. Daraus geht hervor, daß er nicht sicher gewesen ist, die Tonnen würden aufgefischt werden. So schrieb er seine Berichte doppelt. Es ist nicht bekannt, daß einer davon gefunden wurde. War eine Tonne nicht gut gebaut, konnte sie, von der Brandung an Felsen geworfen, leicht zertrümmert werden. Auch manche Flaschen sind irgendwo am Strande zerschellt und mit ihnen gingen die schriftlichen Einlagen zugrunde. Man hat viel darüber nachgedacht, was an Stelle der zerbrechlichen Flaschen verwendet werden könnte. Um 1880 hatte der schwedische Konsul H. Gundersen Versuche unternommen, die darauf abzielten, Nachrichten auf andere Weise als in Flaschen den Meereswellen zu übergeben. Er verwendete

Digitized by Google

Gummibälle zur Beförderung schriftlicher Einlagen. Ein Brief wurde zunächst in einen mit einer Öffnung versehenen Ball eingelegt. Dann blies man den Ball auf und band die schlauchartige Öffnung mit Bindfaden zu. Sobald sich der luftgefüllte Ball im Wasser befand, schwamm er darauf weiter, denn Wind und Strömung trugen ihn von Welle zu Welle. Wenn der Verschluß sorgfältig gemacht worden war, blieb der Inhalt trocken und der angetriebene Ball fiel sofort auf.

Einer der ersten Versuche glückte ganz überraschend. Das Schiff „Peruviano", das Gundersen gehörte, befand sich auf der Fahrt von Sundsvall nach Rochefort. Am 12. September geriet das Schiff bei Helsingör auf den Grund, konnte aber bald die Reise wieder fortsetzen. Zeitig am Morgen des 20. September befand sich das Fahrzeug auf der Höhe von Dover. Dort warf der Kapitän einen Ball, der einen Brief enthielt, in das Meer. Zwei Stunden später wurde der Brief von einer Person, die den Ball gefunden hatte, auf dem Postamt von Dover eingeliefert und am 21. September gelangte der Brief in die Hände des Adressaten in Bordeaux. Dadurch war es Gundersen möglich, der Versicherungsgesellschaft von der Rettung des Schiffes Nachricht zu geben und so erhielt er dadurch eine Fracht, die ihm sonst verloren gegangen wäre, weil der Befrachter fürchtete, das Schiff sei allzulange auf der Reise aufgehalten worden. Weitere Versuche verliefen gleichfalls günstig. Bälle, die man in der Nähe der Küste vom Bord ins Meer warf, sind oft nach wenigen Stunden aufgefischt worden; im offiziellen Verkehr blieb aber doch die Flasche bevorzugt.

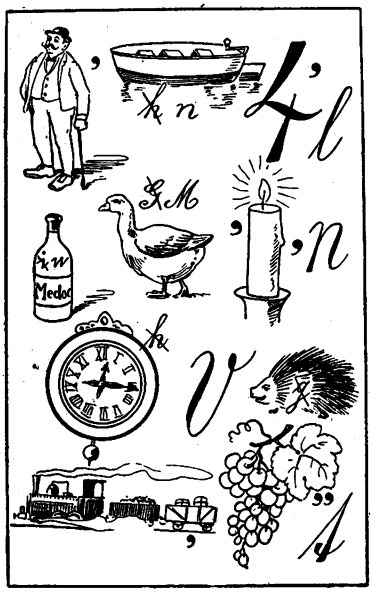
Digitized by Google

Zur Beachtung
für die Löser unseres
ersten und zweiten Preisrätsels

In Band 2 des laufenden Jahrganges unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" ist bekannt gemacht worden, daß die Namen der Preisträger des ersten und zweiten Preisrätsels im 8. Band veröffentlicht werden. Da die Erscheinungstage der Bände sich verschoben haben, sollen die Preisträger nicht im 8. Band, sondern erst im 9. Band genannt werden. Im Interesse unserer Leser ist die Frist bis zum 31. März 1923 verlängert worden.

Digitized by Google

Unser drittes Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser, die auf der zweiten Anzeigenseite vor dem Text dieses Bandes befindlichen Mitteilungen über die Bestimmungen für die Einsendung der Lösung unseres dritten Preisrätsels und die Zuteilung der Preise beachten zu wollen.

Digitized by Google

Zur Beachtung bei Einsendung der Lösung unseres

dritten Preisrätsels

Wir bringen in Erinnerung, daß laut den in Band 2 des laufenden Jahrganges unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" bekannt gegebenen Bedingungen nur diejenigen bei der Preiszuteilung berücksichtigt werden können, die zugleich mit den richtigen Lösungen die Abonnementsbescheinigung bis zum 30. Juni 1923 einsenden. Die Frist ist verlängert worden, damit für die Einsendung der Lösungen des dritten Preisrätsels bis zu der im 13. Band erfolgenden Preisverteilung genügend Zeit bleibt.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Klingende und „singende" Steine, Wälder und Täler

Im heißen Sommer des Jahres 1921 hörte ich öfter gegen Abend, noch deutlicher manchmal am Morgen ein eigenartiges, schwer zu beschreibendes klingendes Geräusch, dessen Ursache nicht festzustellen war. Da vernahm ich es eines Abends noch deutlicher, wenn auch im Ton verändert. An das offene Fenster tretend und aufmerksam horchend, löste sich das Rätsel. Es regnete und die spärlichen Tropfen fielen auf den im Hofe einer Fabrik lagernden großen Kohlenhaufen. Einzelne Stücke, die in der Sonne erhitzt worden waren, zersprangen; deutlich konnte man sehen, wie Teile sich lösten und herabfielen. Was sonst infolge von geringeren Temperaturdifferenzen erfolgt war, bewirkte nun die im Regen rasch erfolgende Abkühlung. Die von der Sonne erhitzten Kohlen zersprangen. Im Gefüge der Kohle waren durch Erhitzung und Abkühlung Strukturveränderungen vorgegangen und kleine Risse erfolgt, die das Klingen verursachten. Das vorher unbegreifliche Tönen fand damit seine Erklärung.

Wir Menschen von heute denken bei solchen Wahrnehmungen sofort an naturwissenschaftliche Begründungen und finden damit auch den wahren Zusammenhang. Einst aber schöpften die alten Völker aus solchen Geschehnissen den Stoff zu kleinen und großen Mythen. So entstand bei den Griechen die Sage von dem früh dahingerafften klagenden Memnon und seiner Mutter Eos oder Aurora, der Morgenröte, die den Tod des schönen Jünglings beweinte.

In Theben, der hunderttorigen Stadt, die längst ein Trümmerfeld ist, ließ der ägyptische König Amenophis III. einen Tempel erbauen und davor Steinkolosse errichten, die nun nur noch als Ruinen erhalten sind. Der eine dieser samt dem Sockel fast zwanzig Meter hohe Koloß wurde von den Griechen für eine Statue des Memnon, des Sohnes der Eos, gehalten, der im

Digitized by Google

Kampfe vor Troja dem Achilles erlegen war. Als steinernes Bild, den Blick nach Osten gerichtet, so — ging die Sage — stand

Die Memnonskolosse von Theben.

Memnon nun da und begrüßte seine Mutter, wenn sie sich in der Frühe zeigte, mit einem rührend anzuhörenden Klageton. Die Göttin vernahm den Klang und weinte Tränen, den Tau des Morgens, auf ihr geliebtes Kind hernieder.

Digitized by Google

In Ägypten bedeutet mennu Denk- oder Ehrenmal; dieses Wort verstanden die Griechen nicht und vertauschten es mit dem Namen des ihnen vertrauten Helden.

Die vermeintliche gigantische Memnongestalt wurde lange Zeit als Weltwunder angestaunt. Zahllose Reisende besuchten das Ruinenfeld von Theben, um den „klingenden Memnon" zu hören. Bekannte Männer des Altertums hinterließen am Sockel und den Beinen der Statue ihre Namen und bezeugten, daß sie mit eigenen Ohren die „göttliche Stimme" vernommen hatten. Und das ist keine Fabel, war keine Täuschung erwartungsvoll erregter Sinne. Die Sage konnte sich ja auch erst spät bilden, als der steinerne Koloß schon zur Ruine geworden war. Erst seitdem war das eigentümliche Phänomen des hellen, zitternden Tones zu vernehmen, der beim schnellen Erwärmen des während der Nacht abgekühlten, erkalteten Steines durch das Zerspringen kleiner Teilchen entstand, als die schon vorher zerklüftete Statue durch ein wahrscheinlich im Jahre 27 vor Christus erfolgtes Erdbeben erschüttert und teilweise zusammengestürzt war.

Nachdem der römische Kaiser Septimius Severus (193 bis 211 nach Christus) die durch das Erdbeben entstandenen Risse und Zerstörungen wieder ausmauern und schließen ließ, hörte das laute Klingen auf. Memnon klagte der kummervollen Mutter nur noch leise sein Leid. Inzwischen aber schritt die Strukturveränderung unter den wechselnden Einflüssen der Temperatur weiter und noch immer klingen viele von den zerklüfteten und teilweise abgespaltenen, nur noch lose hängenden Stücken des Gesteins metallhell, wenn man darauf schlägt. Und zur Morgendämmerzeit, wenn die „rosenfingerige Eos" emporsteigt, klagt Memnon der Mutter sein Leid in ergreifenden Tönen.

Zerspringende und klingende Steine auf den ausgedehnten Ruinenfeldern Ägyptens, unter anderem auch im Tempel zu Karnak, sind durchaus nicht so selten.

Ganz besonders neigt aber dazu das harte Kalksteinkonglomerat, aus dem die Kolossalgestalt Amenophis III. besteht.

In der Wissenschaft trennt man jedoch scharf zwischen Schallphänomenen, die man an Ruinen oder in der Natur hört. Denn

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht nur die Reste ägyptischer Baukunst tönen, es gibt auch „tönenden Sand, singende Felsen und Täler". Insolation nennen die Geologen einen engumgrenzten Teil dieser Naturvorgänge. Nach Angaben von S. Passarge erhitzen sich durch die Sonne in heißen Ländern die Gesteine bis auf fünfzig bis achtzig Grad, dehnen sich aus und bewirken beim Beginnen der Erwärmung oft ein lautes Klingen. Die Oberfläche des Gesteins weitet sich aus; da es aber ein schlechter Wärmeleiter ist, so kommt es zu Spannungen zwischen der warmen Oberfläche und dem kalten Innern. In der Nacht kühlt sich die Oberfläche durch Ausstrahlung der aufgenommenen Wärme oft bis unter Null ab und nun kommt es zu neuen Spannungen. Die oberflächliche Schicht wird am Morgen zu weit, am Abend zu eng.

Dazu kommt die verschiedene Ausdehnungsfähigkeit der einzelnen Gesteinsarten und die verschiedene spezifische Wärme. Dunkle Mineralien erhitzen sich stärker als helle, rauhe schneller als glatte, spiegelnde. Neben dieser lediglich durch die Temperatur hervorgerufenen Einwirkung können aber auch noch mancherlei Nebenwirkungen eintreten, so die gesteigerte Verdunstung und Austrocknung.

In manchen Gebirgen vernimmt man eigenartiges Glockenläuten, als dessen Ursache der langsam fortschreitende Verfall gewisser Gesteinsarten anzusehen ist, die im Temperaturwechsel abschilfern und herabfallen. Auf dem Sinai hört man bisweilen dumpfe Töne, die den Arabern Stoff zu abergläubischen Deutungen geben, da der von Gott mit eigener Hand in zwei Teile gespaltene Berg vom Volk mit banger Scheu betrachtet wird. In der Wüste kommt es häufig vor, daß Gesteinstücke mit zähem Krachen abspringen. Dies ist die natürliche Folge des raschen Wechsels von Tageshitze und nächtlicher Kühle.

Durch Abschuppung lösen sich dünne Gesteinschalen los, die aber noch an einzelnen Stellen mit dem Hauptblock zusammenhängen, und wenn nun der Wind diese Platten vibrieren läßt, entstehen merkwürdige Töne.

Reine Reibungstöne vernimmt man in anderen Fällen. Die oft unglaublich zerklüfteten Gebilde Westafrikas geben dem durch sie

Digitized by Google

hindurchstreichenden Winde Gelegenheit, die mannigfaltigsten Klangerscheinungen, sogar heftigen Lärm hervorzurufen, so daß die Neger glauben, ein unterirdisch verborgenes Riesentier sei in den Steinen verborgen. Die Zerrissenheit des in Obelisken, Pyramiden, Türme mit dazwischen befindlichen Mulden und Zinken aufgelösten, mürben Gesteins begünstigt in seltenem Maße die akustischen Wirkungen der Luftreibung.

Aber auch der rollende Sand „singt", „kreischt", „brüllt" oder „trommelt", wie dies häufig beobachtet worden ist. Ältere Schilderungen dieser Art sind früher mit Mißtrauen aufgenommen worden. So glaubte man Marco Polos Mitteilungen nicht und betrachtete dessen Angaben als Ausgeburten eines durch die angreifende Eintönigkeit einer Wüstenreise krankhaft beeinflußten Empfindungsvermögens. In neuerer Zeit ist durch andere Forschungsreisende die Wahrheit solcher Klangphänomene bestätigt worden. Nach dem Glauben der Orientalen ist die Wüste von Geistern bevölkert, die zu fürchten sind. Sigmund Günther bemerkt dazu: Es ist durchaus nicht unbegreiflich, daß Menschen, deren Gemüt ohnehin mysteriösen Einwirkungen zugänglich ist, die Töne, die sie vernehmen und von deren Herkunft sie sich keine unmittelbare Rechenschaft geben können, mit einer überirdischen Welt in Verbindung bringen.... Der Glaube an die Fabelwesen, die Ghohols und Dschinns, vor denen das persische Volk in den Sand- und Salzwüsten bangt, ist größtenteils unter dem Zwang unverstandener Sinneseindrücke stark geworden.

Als J. Wood die Gebirgslandschaft Koh-Daman bereiste, vernahm er einen Ton, der dem einer weit entfernten Trommel glich, gemäßigt durch eine sanftere Musik. Und O. Lenz berichtete aus der afrikanischen Wüste: „Inmitten der Einöde hört man plötzlich, aus dem Innern eines Sandberges herauskommend, einen langen, dumpfen Ton, wie von einer Trompete, der einige Sekunden anhält, dann aufhört, um nach kurzer Zeit aus einer anderen Gegend wieder zu ertönen. Dies macht in der totenstillen, menschenleeren Wüste einen unheimlichen Eindruck."

Über den sinaitischen „Glockenberg" hat der Orientreisende Seetzen, ein Jugendfreund Alexander von Humboldts, berichtet.

Digitized by Google

Als er diesen Berg bestieg, vernahm er zuerst ein leises, säuselndes Geräusch, das nicht aus dem innern Felsen, sondern von dem diesen bedeckenden, lockeren Quarzsand kam und nach und nach dem Tönen eines Brummkreisels ähnlich ward, schließlich aber in ein starkes Dröhnen überging. Es klang, als ob eine Metallscheibe, ein Gong mit einem Schlegel bearbeitet wird. Das Rutschen des Sandes erzeugt Luftwellen, deren Schwingungsbogen anfänglich sehr klein ist und stetig größer wird.

Da man im Orient statt der Glocken metallene Gongscheiben gebraucht, erklärte sich die arabische Sage, nach der am Sinai die Stätte eines versunkenen Klosters sein soll, dessen Glocke sich noch ab und zu vernehmen lasse.

Auch Ehrenberg schrieb über diesen „Glockenberg". Er vernahm den Ton stärker als Seetzen. „Mit leisem Rauschen beginnend, ging das Geräusch allmählich in ein Murmeln, Summen und zuletzt in ein Dröhnen von solcher Heftigkeit über, daß man es mit einem fernen Kanonendonner hätte vergleichen können, wenn es nicht anhaltender und gleichförmiger gewesen wäre."

Ehrenberg bemerkte das langsame Erlöschen des Getöses, das mit der Beruhigung des aufgerührten und abrollenden Sandes zeitlich zu beobachten war. Ähnlich wie beim „Ertönen" von Gesteinen trägt Temperaturerhöhung zum Entstehen dieses Phänomens bei, wie dies von Palmer hervorgehoben wurde. Er sagt, bei einem Thermometerstand von über sechzehn Grad sei die Schallentwicklung nicht so mächtig gewesen, als bei nahezu zweiundvierzig Grad. Auch die Form der Sandanhäufung und die Feinheit der Sandkörner trägt wesentlich zu diesem Klangphänomen bei. Wenn sich die Wände abflachen, verringert sich die „Klangfähigkeit" der abrutschenden Sandmassen.

Nicht nur in den fernen Ländern, aus denen man so viel Wunderbares zu hören bekommt, auch bei uns gibt es „singende Täler" und Wälder, aus denen „versunkene Glocken" ertönen. Im Glarner Hochgebirge eingebettet liegt ein kleines Hochtal, die Sandalp, von dem die Hirten erzählen, man vernähme dort zuzeiten musikalische Töne. Ähnliches vernahm man aus Siegerland in Westfalen und von einem singenden Tale, das an der Koralpe

Digitized by Google

in Steiermark gelegen ist; es ist das von Mally 1835 geschilderte Geläute in der Schwanbergalpe. Der Ursprung ist dort wohl in einer Quelle zu suchen, die in der Nähe des Speikogelgipfels, des höchsten Punktes im Koralpenzuge, entspringt und von dort aus mit vernehmlichem Rauschen über das Steingeröll hinrieselt, wobei die Felswände als Schallreflektoren wirken.

Das merkwürdigste Naturphänomen in unserem Vaterlande ist der „singende Wald" oder das „singende Thronecker Tal" im rheinischen Hochland. Dort hört man in der Hochwaldstille von Zeit zu Zeit glockenartige Klänge. Thronecken, der Annahme nach das „Tronje" des Nibelungenliedes, ist ein kleines, im südwestlichen, Hochwald genannten Teile des Hunsrückgebirges gelegenes Dorf. H. Reuleaux hat diesen Klangphänomen ernstliche Aufmerksamkeit geschenkt, nachdem er es einmal vernommen hatte. Diese Töne berührten ihn umso merkwürdiger, als in weitem Umkreis keine menschliche Niederlassung vorhanden war. Hauchartig einsetzend, schwollen die Klänge allmählich immer mehr an, bis sie sich zu schwer beschreiblicher Fülle und Schönheit steigerten, um langsam wieder abzuklingen. Dabei wechselte die Klangfarbe häufig. Reuleaux schrieb darüber: „Konnte man bei Beginn und Ende der Tonwelle an fernen schwachen Orgelton denken, so trat mit der Anschwellung doch immer mehr das unsagbar Reizvolle des Harfentones, namentlich bei der Oktave hervor. Die im Gegensatz zum unruhigen Winde stets feierliche Ruhe des Tonstromes, das seufzerartige Entstehen, Anschwellen und Verwehen machte einen ernsten, schwermütigen Eindruck, der sich bei Nacht und Einsamkeit bis zum Unheimlichen steigern muß."

Wer denkt da nicht an die zahlreichen alten Sagen, in denen von rätselhaftem Glockenläuten in tiefster Waldesstille die Rede ist? Wem fiele nicht ein, wie oft erzählt wird, daß da und dort das Geläute versunkener Kirchen und Städte aus der Tiefe der Erde oder aus Seen heraufklingt.

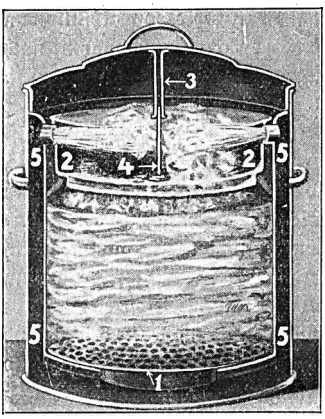
Aber wir Menschen von heute können uns wohl noch an Sagen erfreuen, fragen aber dann doch nach dem Ursprung solcher Töne. Da hier nicht Raum ist für lange Erklärungen, mag es genügen, anzugeben, daß nach S. Günthers Auffassung die eigenartigen

Digitized by Google

Klänge im Zusammenhange mit den das Tal durcheilenden Gewässern stehen. Dr. G. Lau.

Ein neuer selbsttätiger Wäschereinigungsapparat

Viele Hausfrauen sind bei den jetzigen Preisverhältnissen nicht mehr in der Lage, die Wäsche außerhalb ihres Hauses in einer Waschanstalt oder in der Waschküche von einer Waschfrau reinigen zu lassen und müssen diese Arbeit selbst übernehmen. Bei der Wahl einer Waschmaschine, zu deren Anschaffung sich die Frau nun wohl entschließen muß, kommt es vor allem darauf an, eine solche zu finden, bei der die fast unersetzlich gewordene Wäsche möglichst geschont und doch so vollkommen rein wird wie bei irgend einer anderen Behandlung. Diesen Anforderungen entspricht der selbsttätige Waschapparat „Juscha". Mit ihm kann die Hausfrau, ohne eine Waschanstalt oder fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, die Wäschereinigung selbst vornehmen, und zwar auf jedem Gaskocher oder dem Küchenherd. Die Wäsche wird in diesem Apparat nicht durch Drehen, Stampfen, Reiben oder sonstige mechanische Behandlung strapaziert, sondern durch Dampfdruck und Überspülen mit heißer Seifenlauge völlig weiß gewaschen und — da sie geraume Zeit in einer Temperatur von etwa hundert Grad gehalten wird — auch desinfiziert. Die Wäsche wird in üblicher Weise eingeweicht und eingeseift, wobei besonders schmutzige Stellen eigens vorgenommen werden. Unten am Apparat wird nun ein Bodensiebblech (1) eingesetzt und so viel Seifenlauge in den Kessel gegossen, daß dieselbe einen Zentimeter hoch über dem



Digitized by Google

Siebblech steht. Die Wäschestücke werden glatt zusammengelegt so dicht eingeschichtet, daß sie auch an die Wandung des Kessels fest andrücken, damit der Dampfdruck umso kräftiger wird. Die Wäscheschicht wird bis etwa vier bis fünf Zentimeter unter dem oberen Einsatz (2) aufgefüllt. Nun wird der Einsatz eingesetzt und fest verschlossen, so daß die Klammer (3) über den Steg (4) des Einsatzes zu sitzen kommt. Der Apparat wird sodann über die Flamme gesetzt und daneben ein Gefäß aufgestellt, in dem das durch einen Ablaufstutzen aus dem Kessel überfließende Seifenwasser abgefangen wird. Sobald das Wasser kocht, wird es, durch das Sieb am Boden dringend, mit dem Dampf durch die Dampfrohre (5) herausgeschleudert und ergießt sich ununterbrochen über die Wäsche. Hat dieser Vorgang etwa eine halbe Stunde gedauert, so ist die Wäsche rein. Nun wird der Wasserstrahl durch eine Drehung des Deckels in eine Rinne abgeleitet, und das Schmutzwasser fließt durch das Abzugsrohr ab. Ist die Lauge abgelaufen, wird der Apparat von der Heizstelle heruntergenommen und die Wäsche noch mit lauem Wasser überspült. Kaltes Wasser darf nicht dazu benutzt werden, weil die Wäsche sonst leicht grau wird. Außergewöhnlich schmutzige Wäsche muß eventuell zweimal behandelt werden, dann ist aber unbedingt völlige Sauberkeit gewährleistet. Da bei diesem Verfahren nicht nur die Kosten für fremde Hilfe vermieden werden, sondern auch sonst viel gespart wird, macht sich die Anschaffung des praktischen Apparates bald bezahlt, und der Verlegenheit der Hausfrauen ist auf die befriedigendste Weise abgeholfen. A. K.

Lebend gefärbte Bäume

Zu den Veredlungsverfahren von Rohstoffen gehört das Färben des Holzes. Früher ist dieses Verfahren erst an den zu Brettern und Furnieren geschnittenen Hölzern vorgenommen worden. Es gelang aber nie, in befriedigender Weise das Holz genügend durchzufärben. Zu wissenschaftlichen Zwecken, um die Leitungsbahnen der Pflanzensäfte festzustellen, sind seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von verschiedenen Gelehrten Imprägnierungsversuche gemacht worden. Professor Doktor Wislicenus,

Digitized by Google

der Leiter der pflanzentechnischen Abteilung der Sächsischen Forstlichen Versuchsanstalt in Tharandt, kam zuerst auf den Gedanken, derartige Färbungen zu technischen Zwecken vorzunehmen. Es wurde versucht, lebende Bäume mit chemischen Stoffen zu durchtränken, die das Holz konservieren und ihm längere Dauer gegen Fäulnis verleihen sollten. Daß dies möglich ist, beweisen Imprägnierungen, die schon vor zehn Jahren durchgeführt wurden. In Tharandt lebend behandelte Hölzer erhielten sich in einem besonders zur Fäulnis geeigneten Boden ausgezeichnet, während nichtgetränkte Hölzer der gleichen Herkunft völlig verfaulten.

Wislicenus beschäftigte sich weiterhin damit, in lebende Bäume leichtlösliche Farbstoffe einzuführen, um buntgefärbte Hölzer zu erhalten, die in der Möbelindustrie und zu kunstgewerblichen Erzeugnissen Verwendung finden sollen. Bisher ist es gelungen, eigenartig wirkende, überraschend schöne Gegenstände daraus herzustellen. Diese Methode ist jedoch nicht in der Absicht ausgearbeitet worden, ausländische Edelhölzer überflüssig zu machen, oder gar Ersatz dafür zu schaffen. Nicht um Nachahmung fremder Rohstoffe handelt es sich bei diesem Verfahren, sondern um die Gewinnung neuer reizvoller Wirkungen, die durch die Verarbeitung im lebenden Stamm gefärbter Hölzer erzielt werden können.

Nun ist man in größerem Maßstab dazu übergegangen, die gewünschte Färbung an lebenden Bäumen vorzunehmen, bevor diese gefällt werden. In einem Teil des Wesergebirges, im Solling, hat man in der Nähe von Uslar einen mehrere hundert Quadratmeter umfassenden Buchenwald zu diesem Zweck abgegrenzt. An jedem der Bäume, die vor dem Schlagen gefärbt werden sollen, ist ein Gefäß mit roter, blauer oder sonst gewünschter Farbe aufgehängt. Die Flüssigkeit wird durch einen Gummischlauch zu den nach einem patentierten Verfahren entsprechend angebohrten Hauptwurzeln geleitet. Auf diese Weise dringt der Farbstoff allmählich mit dem zirkulierenden Saft bis in die feinsten Zellen der Bäume ein, gelangt zu den äußersten Zweigen und zuletzt sogar in die Blätter. Etwa vier Wochen vergehen, bis ein starker Stamm völlig durchgefärbt ist. Nach dieser Prozedur beginnen die Bäume abzusterben. Nun werden sie gefällt und zer-

Digitized by Google

legt. Das Holz ist bis in die feinsten Fasern gefärbt und gelangt nun in den Möbelfabriken zur Verarbeitung. Einen eigenartigen Anblick bieten die blau und rot gefärbten Blätter der Buchen, deren Laub sich weithin von der gewohnten natürlichen Erscheinung anderer Bäume abhebt. Eg. Kör.

Sonderbares Erziehungsmittel

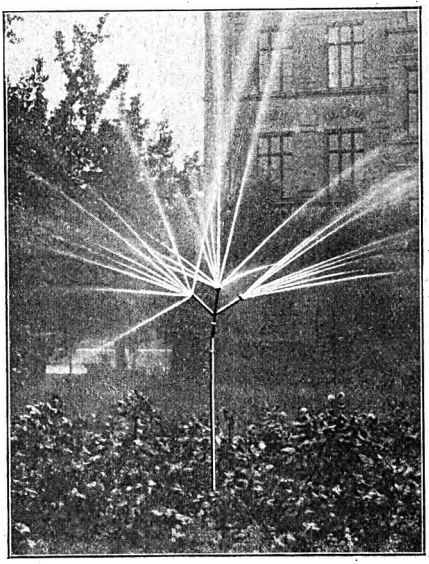
In Europa sagt man nach einem alten Gebot: „Wer sein Kind lieb hat, züchtigt es." Inzwischen haben sich die Anschauungen über Erziehung geändert und die Gewaltmittel stehen nicht mehr in Ansehen. Der „Prügelpädagoge" gehört der Vergangenheit an, und seine Methoden sind in Verruf erklärt. Aber man teilt diese Auffassung nicht überall in der Welt. So lautet ein indisches Sprichwort, das besonders in Madras heimisch ist: „Wer den Pfeffer spart, verdirbt sein Kind." Bei uns denkt man dabei zunächst wohl an ein Pfefferrohr, das damit gemeint sein könnte. Es handelt sich aber tatsächlich um Pfeffer, den die indischen Mütter zur Erziehung ihrer Sprößlinge für unentbehrlich halten. Ist ein Kind unartig, so greift die Mutter nach der Pfefferbüchse, nimmt eine mehr oder weniger kräftige Prise und reibt dem zu Strafenden den beißenden Staub in die Augen. Sonderbar ist die Ansicht dieser Erzieherinnen, wonach diese Einreibung die Sehkraft stärken soll. H. Mün.

Ein Regenapparat für künstliche Befeuchtung des Gartens

Die Bewässerung des Gartens mit Hilfe der Gießkanne ist, besonders in dürren Zeiten und bei größerer Ausdehnung der Beete, unzureichend und kostspielig wegen des unvermeidlichen Verbrauches an Zeit und Arbeitskraft. Die Bewässerung mit der Spritze ist nicht immer geeignet, weil der Strahl zu heftig ist und die jungen Pflanzen zu wenig schont. Es kommt viel darauf an, daß das Wasser nicht in großen Tropfen auf die Erde knallt, besonders nicht, wo frisch gesät ist, und daß es nicht an ungeeigneten Stellen in Pfützen steht. Je feiner zerstäubt und sacht die Feuchtigkeit über die Beete versprüht wird, um so dienlicher. Künstliche

Digitized by Google

Bewässerungsapparate waren bisher meist sehr teuer. Alle diese Mängel und Unzulänglichkeiten sind bei dem neuen Tauregenapparat „Eden" beseitigt. Er besteht aus ineinander verschiebbaren Stahlröhren, die im oberen Teil in einen dreiarmigen, verstellbaren Zerstäuber auslaufen. Völlig ausgezogen hat der Apparat eine Höhe von sechs Meter. An dem unteren Ende befindet sich eine Eisenspitze, die fest in den Boden gesteckt wird, doch so, daß eine Entfernung und eine Aufstellung an anderer Stelle ohne Schwierigkeit möglich sind. Der Apparat wird an die Wasserleitung mit einem Schlauch angeschlossen, und



das Wasser wird nun durch den Druck bis zu zehn Meter vom Boden weggestoßen und sprühend etwa zwanzig Meter weit im Bogen ausgestreut. Bei günstigen Wasserdruckverhältnissen kann ohne Platzwechsel eine Fläche bis zu dreihundert Quadratmeter „betaut" werden. Das Wasser wird in der warmen Sommerluft erwärmt, nimmt den in der Luft enthaltenen Stickstoff auf und führt ihn dem Boden zu. Die Wasserbestäubung geht also automatisch ohne Zeit- und Kräfteverlust in der den Pflanzen zuträglichen Weise vor sich. Die Wirkung ist, wie die bisherigen Erprobungen gezeigt haben, außerordentlich günstig; das Wachstum nimmt zu, das Verdorren wird verhütet, und die Ge-

Digitized by Google

müse- und Obsterträge werden bedeutend erhöht. Man kann also jedem Gartenbesitzer die Anschaffung dieses wirklich praktischen Tauregenapparates „Eden" empfehlen. O. Z.

Böse Kritik

Einem mehr ein- als ausgebildeten Sänger war es darum zu tun, aus dem Munde Hans von Bülows ein Urteil über seine Leistungen zu hören. Lange Zeit bemühte er sich vergeblich, es so weit zu bringen; da bot sich endlich in einer Gesellschaft die Gelegenheit. Der vermeintliche Künstler wandte sich an Bülow: „Verehrter Meister, erlauben Sie, daß ich Ihnen die große Arie aus ‚Don Juan' vorsinge?"

Bülow weigerte sich nicht, und der Vortrag begann. Still und in sich versunken hörte Bülow zu. Die Arie war beendigt und der Meister schwieg noch immer. Endlich schien er aus tiefem Nachdenken zu erwachen, sah den Sänger prüfend an und sagte: „Merkwürdig. Überraschend. Erstaunlich!" Geschmeichelt fragte der eitle Sänger: „Herr von Bülow, Sie finden ..." Der fiel ihm rasch ins Wort: „Ich finde es erstaunlich, dieser Mozart ist doch nicht umzubringen." L. Pri.

Abgetrumpft

In einer etwas bunt zusammengewürfelten Gesellschaft befand sich einer der neuen Reichen, an dem sich einer der Anwesenden, der als nicht besonders kluger Kopf bekannt war, reiben wollte. Er fing an, von früheren Zeiten zu erzählen, und schilderte dann, wie wenig Umstände einst mit notorischen Wucherern und Schiebern gemacht worden seien. Mit unmißverständlicher Deutlichkeit wandte er sich zuletzt dem Emporkömmling zu und sagte:

„Denken Sie sich, die alten Praktiker machten kurzen Prozeß, sie hängten die notorischen Wucherer auf und zur besonderen Schande einen Esel daneben."

Trocken erwiderte der so plump Angegriffene:

„Ein Glück für uns beide, daß wir nicht in der guten alten

Digitized by Google

Zeit leben. Ihnen ist's gewiß auch lieber, nicht aufgehängt zu werden." K. Hol.

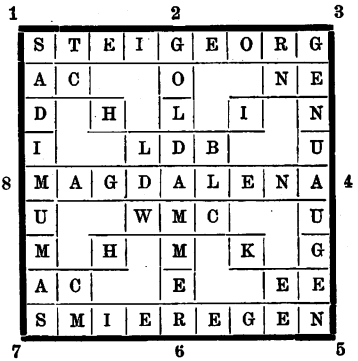
Auflösungen der Rätsel des 7. Bandes:

Musikliterarische Aufgabe S. 50: Chopin.

	Cosi fan tutti
	Hoffmanns Erzählungen
	Othello
	Preziosa
	Iphigenia in Aulis
	Norma

Rätselknoten S. 96: Der Anfang ist unten bei der R-Linie, von wo aus man, den Windungen des Strickes genau folgend, bei jedem schwarzen Punkte in denselben den Buchstaben der betreffenden, den Punkt schneidenden Senkrechten abliest, und zwar mit den oberen Buchstaben. Ebenso verfährt man im zweiten Gange und liest jetzt alle weißen Punkte mit den unteren Buchstaben. Es resultiert: „Die Zeit frißt jeden Strick, und wär' er noch so dick".

Formaufgabe S. 117:



Silbenrätsel S. 145: 1. Einhorn, 2. Salve, 3. Lisbeth, 4. Erie, 5. Birne, 6. Tuba, 7. Eimer, 8. Impromptu, 9. Netz, 10. Gertrud, 11. Orkan, 12. Tohuwabohu, 13. Termin, 14. Zelle, 15. Unterlauf, 16. Samaria, 17. Talar = Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen.

Bilderrätsel S. 161:

Wohltun und nicht freundlich sein,
Reicht ein Brot und macht's zum Stein.

Scherzrätsel S. 177: Buchstabe „i".

Versteckrätsel S. 177: Homburg, Halle, Berlin, Breslau, Stettin, Hildesheim = Uhland, Geibel.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / In Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien

Digitized by Google

E. TAESCHNER'S

NASOL

Das vorzüglich bewährte

Schnupfenmittel

in flüssiger Form. Empfohlen von Ärzten als Vorbeugungsmittel bei Grippe, Influenza, Katarrh usw. Die neuartige Anwendungsmethode verbürgt eine vollständige Desinfektion der Luftwege. Überall erhältlich, eventl. von der

Kommandanten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16

ELTOX

E. TAESCHNER
CHEM. PHARM. FABRIK BERLIN C. 19

Name gesetzlich geschützt

Bestes Vorbeugungsmittel gegen alle Erkrankungen, welche durch eine schlechte Verdauung, mangelhaft. Stoffwechsel (Gallensteine) u. beginnende Alterserscheinungen (Arterienverkalkung) entstehen. Hervorragendes Auffrischungsmittel. Erhältlich in Apotheken und Drogengeschäften oder in der

Kommandanten-Apotheke
Berlin C. 19, Seydelstraße 16

Erlösung winkt von Pein und Qualen
Durch Dorns Reform-Schuh und -Sandalen

Anfertigung für jeden Fuß nach eingesandtem Fußumriß in Ia Leder, Rahmen-Handarbeit und bestgeeigneten Materialien. Bestellungen nehmen Reformhäuser u. Sportgeschäfte entgegen. Wo noch nicht eingeführt, verlange man Prospekt vom Hersteller:

Reform-Sport-Schuh-Haus
Michael Dorn
Stuttgart, Augustenstr. 18

Wiederverkäufer, Wander- und Sportvereine, Natur- und Gesundheitsvereinigungen Sonderpreise

---

Bei **Magenschmerzen**
Magenkrampf, saurem Aufstoßen, Stuhlverstopfung u.ä. nehme man nur
Welter's Mixtur Magnesia Magenpulver
Tausende Dankschreiben bestätigen
feine vorzügliche Wirkung. Preis
ausschl. Porto, in Apotheken oder d. Fabrik
Welter, Niederbreisig, Rhein, Abt. 155
Man achte auf Original-Packung

Digitized by Google

Unschöne Nasen, erworben durch Fall, Stoß, Schlag, Kriegsverletzung oder auch angeboren, entstellen jedes Gesicht. Unser 21. Modell des orthopädischen Nasenformer „Zello-Punkt" mit 6 verstellbaren Präzisionsregulatoren und weichsten Lederschwammpolstern ist für jede Nase geeignet und formt die orthopädisch zweckmäßig beeinflußten Nasenknorpel normal. (Knochenfehler nicht.) Von **Hofrat Prof. Dr. med. von Eck** und Anderen glänzend begutachtet und dauernd verordnet. Prospekt mit Hunderten vom Notar beglaubigten Erfolgsberichten gratis.

Fabrik orthopädischer Apparate L. M. Baginski, Berlin W. 127, Potsdamer Str. 32.

„Eta-Formenprickler"

Eine neue med. Erfindung! Wirkung: ein tiefes angenehm. Prickeln erfolgt, kräftigt u. festigt durch neu angeregte Blutzirkulation intensiv d. Brustgewebezellen. Die unentwickelte oder welk gewordene Brust wird üppig u. drall. Der Erfolg ist ärztl. bestätigt. So schreibt u. a. der Kosmetiker Dr. med. Klatt: »Senden Sie noch 2 »Eta-Formenprickler«. Habe mit Anwendung des Apparates wirklich sehr schöne Erfolge erzielt«. Preis M. 2900.– (freibleibend) mit Garantieschein.

Laboratorium „Eta" Gesellschaft m. b. H., Berlin W 139, Potsdamer Str. 32

Doppelkinn, starker Leib und **Hüften,** unschöne **plumpe Waden, dicke Fußgelenke** beseitigt das ideale **„Eta-Zehrwachs".**

Ein neues, sehr wirksames Mittel, um an jeder gewünschten Stelle übermäßigen Fettansatz zu verringern. Preis M. 2300.–. Laboratorium „Eta" Gesellschaft m. b. H., Berlin W 139, Potsdamer Str. 32.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig

Hausschreinerei

Eine Beschreibung, wie man sich mit den einfachsten Mitteln allerhand Möbelstücke und Einrichtungsgegenstände selbst herstellen kann / Bearbeitet von

Eberhard Schnetzler

141 Seiten in Taschenformat mit 134 Abbildungen / Gebunden Grundzahl 1,4 mal Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler.

Zu haben in allen Buchhandlungen

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

In 12. Auflage erschien soeben:

Lehrbuch der Graphologie

Von L. Meyer (Laura v. Albertini)

Groß-Oktav / 275 Seiten Text mit 350 Handschriften-Faksimiles
In Halbleinen gebunden Grundzahl 8

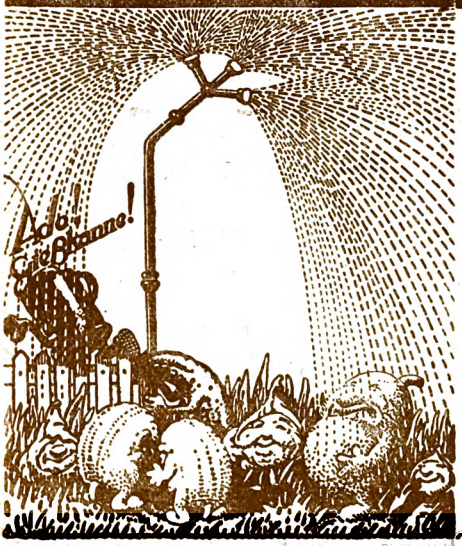
Das Buch ist anerkannt der beste und sicherste Wegweiser in der Graphologie. Es berücksichtigt die neuesten Forschungen und Erfahrungen und gibt eine große Zahl gut gewählter Schriftproben.

Es ist das einzige Werk, das in klarer, leichtfaßlicher und praktisch vom Leichteren zum Schwereren fortschreitender Form den Laien in diese Wissenschaft einführt, deren Ergebnisse so leicht von Unkundigen mißbraucht werden können. Die Verfasserin hält sich von Übertreibung oder Überschätzung ihrer Kunst fern und wird so noch manchen Skeptiker von ihren Anschauungen überzeugen. (Wiesbadener Tagblatt)

Die Grundzahl mit der jeweiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler vervielfacht ergibt den Ladenpreis

Zu haben in allen Buchhandlungen

Tau-Regenapparat »Eden«



Der beste automatische

Beregnungs-Apparat

im Effekt vollkommen gleich dem natürlichen Regen. Große Ersparnisse an Arbeitslohn, Zeit und Wasserverbrauch. Ein Apparat genügt f. 300 qm Fläche

Fabrikant:

Firma Carl Daiber Stuttgart 69

Vertreter u. Wiederverkäufer überall gesucht

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 114881128

Digitized by Google